

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 123 (1995)

Artikel: Appenzeller im Dienste der Menschlichkeit : Jakob Künzler, Gertrud Kurz-Hohl, Carl Lutz
Autor: Amann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-283344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Appenzeller im Dienste der Menschlichkeit

Jakob Künzler, Gertrud Kurz-Hohl, Carl Lutz

von Hans Amann, St.Gallen

Vorwort

Vor bald 200 Jahren schrieb der deutsche Arzt und Reiseschriftsteller Johann Gottfried Ebel in seinem zweibändigen Werk «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz» unter anderem über die Appenzeller:

«Ohne demütige Höflichkeit, und ohne trotzigen Stolz ist der Appenzeller freundlich und kräftig herzlich. In seiner Offenheit ohne Arg und Falsch, in seiner gedrungenen Treuherzigkeit, in seiner natürlichen Unbefangenheit und Munterkeit finde ich den Menschen in einer humanen Form, wie sie einem jeden wohltun muss ...»

Er lobte die Appenzeller aber auch als «arbeitsam, ausdauernd, zu allem brauchbar und geschickt».

Wenn Ebel erst kurz nach dem Zweiten Weltkrieg das Land unter dem Säntis bereist und beschrieben hätte, wären in seinem Bericht wahrscheinlich auch drei hervorragende Appenzeller erwähnt worden, welche durch ihren beispiellosen humanitären Einsatz im In- und Ausland Zehntausenden von verfolgten Menschen das Leben gerettet haben.

Jakob Künzler – Gertrud Kurz-Hohl – Carl Lutz

Ihre Anstrengungen für Mitmenschen in Not sind ohne Beispiel und dürfen niemals vergessen werden!

Ist es eine der typischen Appenzeller Eigenschaften, fremden Menschen gegenüber hilfsbereit zu sein und sich ihrer Nöte anzunehmen?

Haben sich diese Appenzeller vielleicht an Henry Dunant ein Beispiel genommen, der ja annähernd den dritten Teil seines bewegten Lebens in ihrer Heimat verbrachte und in ihrem Kanton 1910 starb?

Jedenfalls haben sie in seinem Geiste gewirkt und seinen Aufruf auf dem Schlachtfeld von Solferino befolgt «Wir alle sind Brüder», ohne auf die Nationalität der in Not geratenen Menschen zu achten und nicht nach ihrer Religion zu fragen.

Wenn ausgerechnet auf den allerletzten Seiten der zweibändigen, sehr umfangreichen «Appenzeller Geschichte» von Walter Schläpfer noch diese drei hervorragenden Persönlichkeiten, welche Dunants Parole in die Tat umsetzten, erwähnt werden, so ist dies eine Ehre, die ihnen zu Recht zukommt.

Jakob Künzler rettete nach dem Ersten Weltkrieg über 30 000 armenische Waisenkinder.

Gertrud Kurz-Hohl, als Flüchtlingsmutter bekannt, half während und nach dem Zweiten Weltkrieg unzähligen Flüchtlingen aus ganz Europa. Sie ist die Gründerin des Christlichen Friedensdienstes.

Carl Lutz war während des Zweiten Weltkrieges Vizekonsul in Budapest. Seiner Zivilcourage ist es zu verdanken, dass über 60 000 Juden vor der Deportation in deutsche Vernichtungslager bewahrt wurden.

Es mag als Zufall erscheinen, dass Jakob Künzler in Walzenhausen heimatberechtigt war, Carl Lutz im gleichen Dorf zur Welt kam und Gertrud Kurz-Hohl ganz in der Nähe, in Lutzenberg das Licht der Welt erblickt hatte.

Hat dieser herrliche Flecken Erde zwischen Walzenhausen und Lutzenberg mit seinem grossartigen, von der Meldegg aus einmaligen Weitblick über den See vielleicht dazu beigetragen, die Augen seiner Bewohner durch die Not und Unterdrückung in Nazi-Deutschland zu schärfen, und sie bewogen, ihre ganze Kraft für Flüchtlinge und andere Kriegsopfer einzusetzen?

Alle drei aussergewöhnlichen Persönlichkeiten haben während ihrer uneigennützigen Tätigkeit einander ähnliche, negative Erfahrungen machen müssen, die uns heute unverständlich erscheinen. Von der Schweiz aus erhielten sie wenig oder gar keine Unterstützung, im Gegenteil, man legte ihnen Schwierigkeiten in den an sich schon steinigen Weg, ja man rügte ihr Tun, wie es zum Beispiel Carl Lutz und Gertrud Kurz bitter erfahren mussten.

Wohl erhielten alle spätere Ehrungen: Die Universität Zürich verlieh der Flüchtlingsmutter Kurz den Titel Dr. theol. ehrenhalber, und sie stand wie Carl Lutz auf der Liste der Friedensnobelpreis-Kandidaten. Zum Ehrendoktor der medizinischen Fakultät der Universität Basel wurde Jakob Künzler ernannt. An ihn und Carl Lutz, der Ehrenbürger seines Geburts- und Heimatortes wurde, erinnert je eine Gedenktafel in ihrer gemeinsamen Heimatgemeinde Walzenhausen.

Die drei Appenzeller sind Vorbilder für die oft beschworene humanitäre Schweiz und verdienen es, dass ihr Andenken für die Nachwelt festgehalten wird.

Jakob Künzler

Arzt und Vater für Tausende von Armeniern

Es mag ein rauher Spätwintertag gewesen sein, als die Frau des Maurermeisters Arnold Künzler in einer niedrigen Appenzeller Kammer in

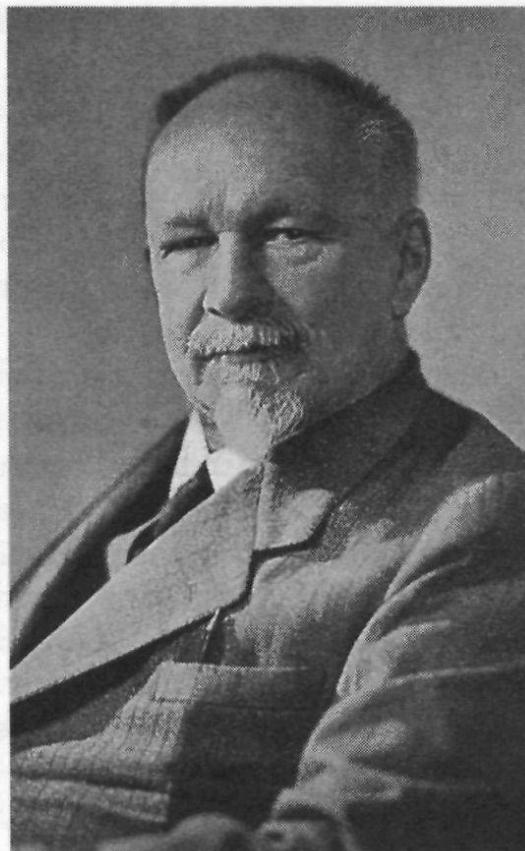
Hundwil am 8. März 1871 ihr zweites Kind, einen Knaben, zur Welt brachte. Die Eltern liessen ihn Jakob taufen. Die Mutter hatte als Nachstickerin vor und auch kurz nach ihrer Niederkunft von ihrem bescheidenen Verdienst etwas in die Haushaltungskasse legen können. Jahr für Jahr wurde die Familie grösser. Zwölf Tage bevor das siebte Kind geboren wurde, starb der Vater. Von Walzenhausen gebürtig, war er vor Jahren nach Hundwil gekommen. Nach seinem frühen Tod wurden die Kinder notgedrungen bei verschiedenen Verwandten in Stein und Teufen untergebracht, damit die Mutter ihrer Arbeit nachgehen konnte.

Köbi, so nannten sie den Zweitältesten, kam nach Teufen. Hier besuchte er im ersten Schuljahr die Halbtagsklasse, und nur probeweise konnte er in Stein, wohin er inzwischen zu Verwandten gebracht worden war, in die zweite Klasse nachrücken. Die grösseren Kinder halfen der Mutter überall so gut es ging. Jeder Batzen war willkommen, um die hungrige Schar zu ernähren und zu kleiden. Köbi musste oft Sandstein zu Pulver zerstossen, das er dann, als «Stubensand» in schmale Säcklein verpackt, von Haus zu Haus zum Kaufe anbot. Man verwendete den Sand damals zum Reinigen der Steintreppen. Ein paar Rappen verdiente er zudem als Kegelbube oder durch den Verkauf von «Öhrli», welche die Mutter selber gebacken hatte.

Am Vormittag ging Köbi zur Schule, nachmittags von eins bis acht Uhr abends in die Fabrik. Zuerst war er Fädler, später lernte er noch das Maschinensticken. Als die Mutter längere Zeit krank war, besorgte er nebenher noch den Haushalt und sorgte für ihre Pflege. Als Jakob elf Jahre alt war, erlag die Mutter ihrem Leiden, und die Kinder, nun Vollwaisen, wurden überallhin verstreut in Pflege gegeben.

Jakob besuchte den Konfirmationsunterricht in Stein und wurde am Palmsonntag 1888 von einem früheren Indienmissionar in die evangelische Gemeinde aufgenommen. Er gestand später einmal, er habe zwar das meiste im Unterricht Gelernte vergessen, aber ein Satz sei ihm fest im Gedächtnis geblieben: «Buben, werdet keine Kopfhänger.» Jakob war von diesem Ausspruch sehr beeindruckt, und er war ihm in vielen schwierigen Lebenssituationen wegweisend.

Am Tag seiner Konfirmation fasste er den Entschluss, «ein Christ zu werden, und zwar ein rechter Christ und das nicht nur dem Namen nach».



Jakob Künzler (1871–1949).

Zu gerne wäre er Lehrer oder Feinmechaniker geworden, aber er hätte ja kein Lehrgeld zahlen können. Die Auslagen für die Konfirmation hatten die letzten Sparbatzen aufgebraucht.

Sein Götti schlug ihm vor, bei ihm den Beruf des Zimmermanns zu erlernen; er würde ihm dafür kein Lehrgeld verlangen. Obwohl Jakob für diese schwere Arbeit nicht unbedingt die nötige körperliche Konstitution mitbrachte, entschloss sich der nun Siebzehnjährige dennoch, diesen Beruf zu ergreifen.

Von der Mutter hatte Jakob seinerzeit nur die Bibel geerbt. Diese aber hielt er hoch in Ehren. Er las sie fast täglich nach Feierabend, und zwar von Anfang bis zu Ende. In dieser Zeit geschah etwas Entscheidendes. In seinen persönlichen Notizen finden wir den seinen künftigen Lebensweg bestimmenden Hinweis: «Mit 19 Jahren Sinnesänderung». Er war nun fest entschlossen, Missionar zu werden. Im Haus der Basler-Mission wies man ihn ab, als er darum bat, aufgenommen zu werden. Erstens schien er für eine so grosse Aufgabe zu wenig kräftig, und zudem war das zuständige Gremium der Meinung, sein Schulsack sei zu dürftig.

Jakob liess aber nicht locker. Die Wanderjahre als Zimmermannsgeselle führten ihn, sicher nicht ohne seine Nachhilfe, nach Basel. In der Rheinstadt arbeitete er einige Zeit in seinem Beruf, bis er wegen einer Bruchoperation ins Bürgerspital eingeliefert werden musste. Die gute Pflege, welche ihm christliche Krankenpfleger, die dort zur Weiterbildung arbeiteten, angedeihen liessen, erhärtete in ihm den Entschluss, Diakon zu werden.

Im Diakonenhaus in Basel

Am 30. Januar 1893 trat er ins Basler Diakonenhaus in der Aeschenvorstadt ein. Nach gründlicher Ausbildung in theoretischer und praktischer Krankenpflege, aber auch durch privates Studium, wurde er als junger Diakon zur Weiterbildung dem Bürgerspital zugeteilt. Sein besonderes Interesse galt der Chirurgie. Seinen Vorgesetzten war dies nicht entgangen, und so konnte Bruder Jakob im Spital immer wieder Operationen beiwohnen und die nötigen Handreichungen machen. Er beobachtete die Arbeit der Chirurgen äusserst genau und ergänzte durch eigenes Studium nach der strengen Tagesarbeit, was ihm wegen seiner dürftigen Schulbildung noch fehlte. Nach seiner Ausbildung im Diakonenhaus Basel war er für kurze Zeit als Operationswärter und Spitalapotheker in Glarus tätig.

Die Ärzte schätzten den Eifer und das Können des lernbereiten Appenzellers sehr und boten ihm immer mehr die Möglichkeit, ihnen bei chirurgischen Eingriffen zu assistieren. Fünf Jahre lang diente er mit grösster Hingabe am Bürgerspital. Da erreichte ihn zu seiner grossen

Überraschung und Freude im Frühjahr 1899 der Ruf des Gründers der Orient-Missionsgesellschaft Dr. Johannes Lepsins aus Berlin, seine Kraft in Zukunft dem Spital in Urfa im Herzen der Türkei zur Verfügung zu stellen.

Hundertjährige Leidensgeschichte

Den Gründer des Missionsspitals der Provinzhauptstadt Anatoliens, den Schweizer Arzt Dr. Hermann Christ, hatte Jakob Künzler am Bürgerspital kennengelernt, als dieser noch Assistenzarzt war. Nun leitete er das Spital in Urfa und hatte sich Jakob Künzler als Mitarbeiter gewünscht. Ausgerechnet nach Urfa! Diakon Künzler erinnerte sich an die schrecklichen Massaker des Jahres 1895, die damals unter den 18 Millionen Einwohnern der Türkei die Minorität der drei Millionen christlicher Armenier getroffen hatten.

Das zwischen dem Schwarzen Meer und Mesopotamien gelegene Armenien war als Grenzland stets ein umkämpftes Durchgangsgebiet. Früh drang das Christentum nach Armenien vor, und ebenso früh war das Land den Christenverfolgungen ausgesetzt. Dieses harte Schicksal stärkte das Christentum, das sich schliesslich mit dem Nationalbewusstsein verschmolz.

Im fünften Jahrhundert geriet Armenien unter persische Oberhoheit. Eine schlimme Wende nahm das armenische Schicksal, als die Türken das Land eroberten, waren diese doch höchst unduldsam gegen ihre Untertanen. Als die türkischen Herrscher erkannten, dass die Armenier sowenig wie die Griechen bereit waren, den Islam anzunehmen, fasste die Regierung den Entschluss, das armenische Volk auszurotten. Die Devise lautete: «Die armenische Frage ist erledigt, wenn alle Armenier erledigt sind.»

Vom 30. September bis Ende Dezember 1895 wurden 88 243 Armenier getötet, 2493 Dörfer und Städte geplündert und verbrannt, 568 Kirchen und Klöster zerstört und ausgeplündert sowie 282 Kirchen in Moscheen umgewandelt. In Urfa war es damals ganz besonders schrecklich zugegangen. Etwa 3000 Armenier, vor allem Frauen, Mädchen und Kinder hatten sich in die grosse armenische Kathedrale geflüchtet, wo sie sich in Sicherheit wähnten. Alle wurden darin lebendigen Leibes verbrannt. In Urfa waren rund 8000 Armenier auf brutale Art umgebracht worden.

In dieses Urfa, wo die Überlebenden noch vier Jahre nach der grauenvollen Tat unter den damals geschlagenen Wunden litten, sollte Künzler gehen. Er sagte ja, weil er der Überzeugung war, dass er hier seine christliche Hilfstatigkeit am besten ausüben konnte. Er war entschlossen hinzu ziehen, um unter den von den Türken so unbarmherzig verfolgten Armeniern ein Zeichen christlicher Barmherzigkeit zu setzen.

Am Spital in Urfa

Nach einem kurzen Sprachaufenthalt in England reiste der Appenzeller über Konstantinopel in die Türkei. Zur Begrüssung in Urfa umarmte ihn sein zukünftiger Vorgesetzter Dr. Hermann Christ, glücklich, den tüchtigen Mitarbeiter bei sich zu haben.

Wenige Tage nach der Ankunft wurde ein Patient ins Spital eingeliefert. Bruder Jakob oder Jakob Effendi, wie man ihn auch hier nannte, diagnostizierte, Dr. Christ war abwesend, eine hochgradige Blinddarmentzündung. Der Kranke konnte nur durch eine sofortige Operation gerettet werden. Künzler entschied sich notgedrungen, den Eingriff selber vorzunehmen. Er gelang. Die Probe war bestanden. Aus dem tüchtigen Assistenten war ein wirklicher Arzt geworden.

In seiner Selbstbiographie mit dem Titel «Köbi, der Lückenbüsser im Dienste des Lebens», die er auf Anregung seiner Freunde im Alter von 72 Jahren verfasst hatte, schildert er immer wieder, wie er helfen durfte, wenn Not am Mann war.

Dr. Christ und er nahmen in Zukunft viele Operationen vor. Die beiden äusserst gut harmonierenden Schweizer versorgten mit ihrer Heilkunst Türken und Kurden mit der genau gleichen Hingabe, die sie den Christen angedeihen liessen. Dadurch wuchsen das Vertrauen und das Ansehen der beiden in allen Kreisen der Bevölkerung.

Diakon Künzler brachte besonders grosses Verständnis für andere religiöse Bekenntnisse auf. Die gregorianische Kirche hatte es ihm besonders angetan. Aber auch die Welt des Islams blieb ihm nicht verschlossen, und er versuchte ihre Riten, Vorschriften und Gebetsformen besser zu verstehen.

Sultan Abdul Hamid II., der die Armenier so brutal verfolgt hatte, war inzwischen abgesetzt worden. Mit grosser Unterstützung der Armenier wurde eine türkische Regierung gewählt, die aber bald die gemachten Versprechungen ignorierte und sich ebenfalls an den christlichen Armeniern vergriff. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs fühlte sie sich mit den verbündeten Deutschen im Rücken stark. Sie benützte deshalb die Gelegenheit, mit den armenischen Feinden, wie sie sagte, aufzuräumen. Viele Armenier wurden kurzerhand erschossen, die Frauen und Kinder deportiert. Auf tage- und wochenlangen Märschen starben Tausende von ihnen. Deportationszug um Deportationszug kam von Norden her in Urfa an. Die Erbarmungswürdigen waren alle zu Fuss und wurden in die wasserlose Steppe am Rande der südlichen Türkei getrieben. Die Männer waren grösstenteils ermordet worden, überlebende Kinder wurden als Sklaven verkauft.

Das Massaker

Der 19. August 1915 war ein grauenvoller Tag. Jakob Künzler und seine

junge Ehefrau Elisabeth, die Tochter des Missionars Gorbat, besassen etwa eine Stunde ausserhalb von Urfa einen kleinen Weinberg. Frau Künzler hielt sich dort zusammen mit Kindern und einer ganzen Schar vom sicheren Tod bedrohter Armenier auf und versteckte sie. Ihr Mann blieb, bewacht von zwei Gendarmen als Schutzbeamte, in Urfa auf seinem Posten und versorgte die Verwundeten. Um 16 Uhr brach das Massaker los. Ein türkischer Polizist war beim Durchsuchen eines armenischen Hauses aus dem Hinterhalt erschossen worden. Mit Gewehren, Schwertern und Weidmessern bewaffnet, stürzten sich Türken und Kurden auf die armenischen Christen. Das Blut floss in Strömen. Mutter Künzler bangte mit den Versteckten im Weinberg um das Leben jener, die bei ihr Schutz gesucht hatten.

«Chefarzt» Künzler hatte vielen Menschen direkt und indirekt das Leben gerettet; da wurde er verraten und angeklagt, Armenier versteckt zu haben. Das war Landesverrat – darauf stand die Todesstrafe. Er wurde verurteilt, obwohl er Schweizer war. Doch als das Todesurteil vollstreckt werden sollte, war das Schriftstück mit der amtlichen Vollziehungsverordnung auf unerklärliche Weise verschwunden. Jakob Künzler war auf wunderbare Weise gerettet worden.

Von 1914 bis 1919 war Diakon Künzler allein als «Arzt» im Krankenhaus in Urfa tätig. Sein Chef, Dr. Christ, war kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zur Erholung in die Schweiz gereist und konnte nicht mehr in die Türkei zurückkehren. Notgedrungen besorgte Künzler alle Operationen der Klein- und Grosschirurgie auf eigene Faust und Verantwortung. Dabei wurde er von einem kriegsverwundeten Soldaten mit Flecktyphus angesteckt. Siebzig Tage lang musste man um sein Leben bangen.

Für Urfa war er auch der einzige Kinderarzt, und sogar den Zahnarzt musste er ersetzen, da es in der Stadt keinen anderen gab. Seine Hilfsbereitschaft machte aber bei den Menschen nicht halt. Er berichtete einmal: «Kamele, Pferde, Esel, Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner und Gänse sind nun auch meine Patienten geworden.»

Da es am Urfaer Spital an geschultem Dienstpersonal fehlte, erteilte Künzler armenischen Lehrerinnen theoretischen und praktischen Unterricht in der Krankenpflege und schuf sich so einen tüchtigen Stab von Schwestern.

Neben seiner ärztlichen Tätigkeit am Spital besorgte Jakob Künzler während 15 Jahren den dortigen meteorologischen Dienst. Verschiedenen Gelehrten war er ein willkommener Reisebegleiter, wozu ihn seine ausserordentlichen Sprach- und Landeskenntnisse befähigten. Wie sehr man seine Dienste schätzte, geht aus einem Schreiben eines Geologen hervor, dem er auch geologisches und biologisches Studienmaterial beschafft hatte: «Wenn ich wirklich etwas sah und hörte, so durch das reiche Herz und Auge meines Begleiters, in dem der ganze Orient seit einem Menschenalter gesammelt war.»

Seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen hatte er in zahlreichen kleineren und grösseren Veröffentlichungen – es sind über hundert – niedergeschrieben.

Wiederaufbau voller Hoffnungen

Als der Erste Weltkrieg 1918 zu Ende ging, gehörte die Türkei zu den Besiegten und musste sich deshalb dem Friedensvertrag unterordnen. Die Alliierten hatten den in ihren Reihen kämpfenden Armeniern versprochen, dass ihnen nach dem Sieg ihre Heimat zurückgegeben werde. So kam es nach dem Friedensstatut zur Errichtung einer freien Republik Armenien, deren Grenzen durch den Völkerbund festgelegt wurden. Die heimgekehrten Armenier begannen die zerstörten Häuser wieder aufzubauen und die Äcker neu zu bestellen und hofften auf eine friedliche Zukunft.

Vom Juni 1919 bis im August 1920 erholte sich Jakob Künzler in seiner Heimat. Er war aber während dieser Zeit nicht etwa untätig. In Basel unterzog er sich freiwillig einem medizinischen Examen. Die Professoren der medizinischen und der chirurgischen Klinik stellten ihm für seine Fähigkeiten, zuverlässige Diagnosen zu stellen, und die praktische Begabung zur Heilung der festgestellten Erkrankungen ein gutes Zeugnis aus.

Der Frieden nach dem Ersten Weltkrieg dauerte nicht lang. Oberst Kemal Paschah rief zur Militärrevolte auf und richtete seine Angriffe direkt gegen die Armenier. Wahrscheinlich nahm er an, dass die europäischen Grossmächte dermassen kriegsmüde seien, dass sie kaum die Kraft aufbringen würden, das armenische Volk zu verteidigen. Nur Winston Churchill wäre bereit gewesen, sich für die Verfolgten einzusetzen; er blieb aber ohne jede Unterstützung.

So kam es zum zweiten Mal zu einer armenischen Tragödie. Sie weitete sich nun aber zu einer Katastrophe für alle Christen in der Türkei aus. Ein- einhalb Millionen Armenier und Griechen, die zum Teil seit Jahrhunder- ten an der Küste des Ägäischen Meeres lebten, flüchteten vor dem Terror nach Griechenland, Hunderttausende nach Syrien und in den Libanon, wo sich als Folge grosse Flüchtlingslager bildeten.

Einmal hatte Dr. Lepsius zu Jakob Künzler gesagt: «Vergessen Sie aber nicht, während Sie den armenischen Brüdern helfen, auch deren Feinde etwas zu lieben und an ihnen christliche Vergeltung zu üben.» Scheinen da nicht ganz klar die Worte hindurch, welche auf dem Schlachtfeld von Solferino ausgerufen wurden und Henry Dunants Lebensweg radikal beeinflussten: «Alle sind Brüder».

8000 Kinder gerettet

Die amerikanische Hilfsaktion «Near East Relief» wollte wenigstens die Kinder betreuen und möglichst viele von ihnen retten. Wer konnte die Koordination besser übernehmen als Jakob Künzler? Man stellte ihm für seine Aufgabe nicht nur grosse finanzielle Mittel zur Verfügung, sondern

übertrug ihm auch alle Kompetenzen, um die Kinder in Sicherheit zu bringen. Zusammen mit seiner Frau, welche von Jugend auf mit den Sitten und Bräuchen des Orients vertraut war, gelang es ihm, 8000 Kinder aus Urfa, Mardin, Diarbekir, Kharput und Malatia zu retten. Damit hat er eine der grössten Menschenrettungsaktionen durchgeführt, welche die moderne Geschichte kennt.

Auf Kamelen, Eseln und Maultieren, in Kisten und Körben verpackt, wurden armenische Mädchen und Buben über die Grenze gebracht. Dabei mussten auch kurdische und türkische Dörfer passiert werden, und die Gefahr war gross, dass die den Armeniern feindlich gesinnten Kurden die Rettungsaktion zu vereiteln suchten. Aber es geschah ihnen nichts. «Ich erklärte ihnen», schrieb Jakob Künzler in seinen Erinnerungen, «dass diese Kinder alle und noch tausend andere, die hier durchkommen würden, *meine Kinder seien.*» Und sie liessen die langen Züge unbekilligt passieren. Zusammen mit einer dänischen Christin konnte Diakon Künzler schliesslich 30 000 übriggebliebene Waisenkinder retten. Verdientermaßen wurde er für seinen grossartigen Einsatz mit dem Ehrentitel «Vater der Armenierkinder» ausgezeichnet.

Seine gewinnende Art räumte viele Hindernisse aus dem Weg, und die Gegner gestanden offen: «Wir beabsichtigten, ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, aber siehe da, anstatt ihm Schwierigkeiten zu machen, waren wir ihm sogar behilflich.» – Jakob Künzlers Glaube an das Gute im Menschen hatte Steine erweicht und Berge versetzt. Aus dem ehemaligen Appenzeller Waisenknaben war der grosse Lebensretter geworden.

Er hatte Unmenschliches geleistet. Woher aber nahm er die Kraft? Die Antwort gab er selber: «Wenn es Menschen gibt, die rauben, muss es auch solche geben, die schenken. Wenn es Menschen gibt, die verfolgen und verschleppen, muss es solche geben, die beherbergen und aufnehmen.»

In Ghazir im Libanon war kurze Zeit darauf mit amerikanischer Finanzhilfe ein riesiges Kinderheim für Flüchtlinge errichtet worden. Nahrung und Kleidung für die Bedauernswerten waren vorhanden, aber noch fehlten die Hauseltern, welche den grossen Betrieb führen sollten. Das Ehepaar Künzler wurde im September 1922 angefragt, ob es bereit wäre, diese grosse, aber enorm wichtige Aufgabe zu übernehmen. «Der Schritt musste reiflich überbetet und überlegt sein», schrieb Künzler, «im Glauben, dass ich dort der Geführte Gottes sei, sagte ich ja.» Über 1400 Mädchen, darunter 100 Blinde und 20 Krüppel, wurden seiner Obhut anvertraut. Erstaunlich, der einstige Appenzeller Knabe, dem man wegen seinem dünnen Schulsack den Eintritt ins Missionsseminar verwehren wollte, leitete nun dieses grosse Kinderheim mit viel Geschick und sprach nun neben Deutsch, Französisch, Englisch auch Armenisch, Türkisch, Arabisch und Kurdisch. Er richtete neben Schulen auch Lehrwerkstätten ein, lernte Blinde Körbe flechten oder Stoffe weben. Eine Teppichknüp-

ferei brachte zusätzliche Arbeit und Verdienst. Über 3000 Teppiche entstanden in den Werkstätten. Den grössten und schönsten schenkten die geretteten Waisenkinder dem amerikanischen Präsidenten, der ihn im Weissen Haus in Washington auslegen liess. Für seine Bemühungen um die Einführung der Teppichindustrie im Libanon erhielt Künzler von der Regierung die «Medaille d'honneur du mérite libanais» zuerkannt.

Ein schwerer Schicksalsschlag

1923 holte Jakob Künzler das Schicksal ein, ihn, der durch unzählige, selbständig durchgeführte Operationen vielen das Leben gerettet oder doch die Gesundheit wiedergegeben hatte. – Bei einem leichten Sturz zog er sich an einem Dorn eine kleine Verletzung zu. Kurze Zeit darauf spürte er einen Druck in einem seiner Finger. Eine Infektion hatte sich ausgebreitet und bereitete ihm grosse Schmerzen. Den ihn behandelnden Arzt bat er um einen radikalen Eingriff auf das Risiko hin, dass es ihm den Finger kosten sollte. Die schwere Diagnose, die er sich selber gestellt hatte, bewahrheitete sich. Als der aus Beirut zugezogene Arzt vor der Amputation der rechten Hand zurückschreckte, verschlimmerte sich der Zustand so gravierend, dass der Arzt am Aufkommen Künzlers zu zweifeln begann. Als einzige Rettung sah er die Entfernung des ganzen rechten Armes, dem Arm, mit dem er soviel Gutes getan hatte. – Es folgte ein langes Krankenlager, das Jakob Künzler mit bewundernswerter Geduld ertrug. «Muss ich nun als Krüppel weiterpilgern, so helfe mir Gott, dass ich ein fröhlicher Krüppel bin und bleibe», sagte der Tapfere. Seine Schützlinge im Waisenhaus waren sich bewusst, was auf dem Spiel stand, und bangten um ihren Lebensretter. Sie veranstalteten eine Prozession zu einer nahegelegenen Kapelle und baten Gott inbrünstig um die Rettung von «Vater Jakob». – Sie wurden erhört. Im Spitalzimmer in Beirut trat eine unerwartete Besserung ein, die bald zur Entlassung des Patienten führte. Bei seiner Rückkehr wurde Künzler von den Waisenkindern mit Rosen überschüttet, und in Ghazir begrüsste ihn nicht nur die Schweizer Fahne, sondern auch die libanesische und die armenische Flagge wehten zu seinem Empfang.

Das Waisenhaus leerte sich langsam. Nach und nach zogen die Jugendlichen aus und suchten dank ihrer Ausbildung, welche sie genossen hatten, in Ghazir selber Arbeitsplätze. Zurück blieben nur die Schwächlichen und vor allem die Blinden. Mit Unterstützung der Armenier-Freunde in der Schweiz gründete Künzler ein Blindenheim und übergab dessen Leitung dem Lehrer Theodor Wieser, der bis dahin in Jerusalem gewirkt hatte. Trotz seiner starken Behinderung zog sich aber Jakob Künzler nicht etwa ganz zurück. Für das mehr als 20 000 Insassen umfassende Flüchtlingslager in Beirut suchte man einen Seelsorger, der in der Lage war, diese zu betreuen. Künzler erklärte sich bereit, auch diese grosse Aufgabe anzu-

packen. Er genoss das Vertrauen aller, beherrschte die Sprachen und kannte vor allem die Eigenart und Mentalität dieser Orientalen.

Im Auftrage des Bundes schweizerischer Armenierfreunde zog Künzler zusammen mit seiner Frau und den fünf eigenen Kindern in die Universitäts- und Handelsstadt Beirut. Das Ehepaar besuchte dort die Hütten der Flüchtlinge, in denen Tuberkulose, Kranke und armenische Flüchtlingswitwen mit ihren Kindern hausten. Von Schweizer Freunden erhielten sie Stärkungsmittel für Schwache und Arzneimittel für Kranke. Zudem waren sie dafür besorgt, dass täglich bis zu 1000 Portionen einer kräftigen Suppe verteilt werden konnten.

Anlässlich eines kurzen Aufenthaltes, den er zusammen mit seiner Frau in der Schweiz verbrachte, hielt Jakob Künzler an verschiedenen Orten Vorträge über seine Arbeit in der Türkei und rief auch zu Spenden auf. Mit diesen konnte der ehemalige Zimmermann kleine Häuschen für die Witwen und ihre Kinder bauen lassen. So entstand in Beirut ein kleines Schweizer Dorf. Die Häuschen trugen die Namen von Schweizer Dörfern oder Städten, waren aber auch mit den Namen grosszügiger Wohltäter versehen. Alle waren ein Zeichen für den Opfersinn von Mitbürgern in Künzlers ferner Heimat.

Kampf gegen Tuberkulose und Malaria

Die Tuberkulose forderte damals nicht nur im Flüchtlingslager, sondern im ganzen Orient viele Opfer. Die Einheimischen standen dieser verheerenden Krankheit machtlos gegenüber. Künzler erinnerte sich, dass in seiner Heimat sogenannte Sanatorien gebaut worden waren, in welchen Lungenkranke bei richtiger Pflege gesund werden konnten. Die Idee war geboren; aber noch fehlte das Geld zu ihrer Verwirklichung. Kurzentschlossen reiste der einarmige Künzler per Schiff nach Amerika, in der Absicht, auf einer weitläufigen Vortragsreise Geld für seinen Plan zu sammeln. Er traf offene Ohren und freigebige Menschen; in Azounié im Libanon konnte eine zweckmässige Heilstätte errichtet werden. Nach deren baulichen Vollendung fehlten noch die Bäume rund um das Lungensanatorium, welche den Patienten würzige Luft spenden sollten. Seinen Schweizer Freunden empfahl Jakob Künzler den Kauf einzelner Bäume. Aus der Idee wuchs in wenigen Jahren ein kleiner Schweizerwald um die Heilstätte.

Neben der Tuberkulose war es aber auch die Malaria, welche ihre Opfer forderte. In Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaftern der Universität Beirut fand Künzler den Weg zur Lösung des schwerwiegenden Problems. Fachleute verrieten ihm, dass das kleine Gambusia-Fischchen die Larven der Anophelesfliege frisst, die ihrerseit für die Ausbreitung der Malaria verantwortlich ist. Gesagt, getan. Er ging daran, diese Fischchen in einer Fischbrutanstalt zu züchten, und setzte sie dann in Tümpeln und

grösseren Gewässern im weiten Umkreis von Beirut aus. Und tatsächlich, die Malariafälle gingen frappant zurück.

Im Sommer 1938 kam das Ehepaar Künzler zu einem Heimatturlaub in die Schweiz. Von seinen Aufgaben in Armenien und im Libanon entlastet, genoss der nun 67jährige wohlverdiente Ruhetage. Bei Diskussionen machte er sich über die politische Entwicklung in der Welt seine Gedanken. Er sah nichts Gutes auf Europa zukommen. Kurz bevor die Grenzen geschlossen wurden, kehrten die Künzler in den Orient zurück.

40 Jahre Helfer in Armenien

Am 19. Mai 1939 feierten die dankbaren Armenier das vierzigjährige Dienstjubiläum Jakob Künzlers in der Memorial Hall in Beirut. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Bronzerelief überreicht, auf dem in armenischer Schrift der Dank des Volkes ausgesprochen wurde. Das Jubiläumskomitee beschloss zudem, ein Buch herauszugeben, das außer den an der Feier gehaltenen Reden die Biographie des Jubilars, aber auch Auszüge aus seinen literarischen Werken enthalten sollte. Der bald darauf ausgebrochene Zweite Weltkrieg verzögerte jedoch die Herausgabe des Buches bis 1946. Für uns ist es bedauerlich, dass das Werk nur in armenischer Sprache und Schrift erschien und deshalb nur von wenigen Schweizern gelesen werden kann.

In der Heimat, die eigentlich wenig über ihren wahrhaft tatkräftigen Mit eidgenossen und seine grossartigen, humanitären Leistungen wusste, erschien sein Bild mit einer entsprechenden Legende im «Echo für Auslandschweizer» an einem bevorzugten Platz.



Titelblatt des Erinnerungsbuches in armenischer Schrift.

Dr. med. h.c. Jakob Künzler

Jakob Künzler hatte an seinen Wirkungsstätten immer wieder kleinere und grössere Ehrungen entgegennehmen dürfen. Es freute aber den ehe-

maligen Krankenpfleger, Assistenten und Notarzt ganz besonders, als ihm die medizinische Fakultät der Universität Basel am 22. November 1947 den «Doktor der Medizin ehrenhalber» verlieh, ihm, der, so hiess es in der Laudatio, «zusammen mit seiner treuen Lebensgefährtin in unermüdlicher, über 45 Jahre fortgesetzter persönlicher Hingabe Tausende von Menschen vor grausamen Leiden bewahrte und dem sicheren Tod entriss, und so ein Beispiel reiner Menschlichkeit vollbrachte, das besten ärztlichen Leistungen gleichgesetzt zu werden verdient.»

Tod und Begräbnis

Am 15. Januar 1949 machte eine schwere Herzkrise seinem reicherfüllten Leben im Dienste seiner Mitmenschen ein Ende.

An seinem Begräbnis begleiteten ihn Armenier, Araber, Schweizer, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Vertreter der Regierung, der schweizerischen Gesandtschaft, der verschiedenen Kirchen und Missionen, Schulen und Hilfsgesellschaften; Reiche und Arme, Blinde und Sehende, Witwen und Waisen. Sie alle hatten sich trotz eines schrecklichen Unwetters in Scharen eingefunden als Vertreter derer, die ihm so vieles verdankten. Jakob Künzler wurde auf dem evangelischen Friedhof in Beirut beigesetzt.

Junge Armenier trugen seinen Sarg auf emporgestemmten Armen aus seinem Haus, ein Zeichen hoher Ehrung, die das armenische Volk nur wenigen verleiht. Jakob Künzler hat diesen letzten Dank wahrhaftig verdient.

Im November 1971 wurde auf dem Kirchplatz in Walzenhausen in einer schlichten Feier ein Gedenkstein für den Armenier-Vater Dr. h.c. Jakob Künzler enthüllt. Die Gemeinde wollte damit ihren Bürger ehren, der wegen seiner humanitären Tätigkeit an Tausenden von Kindern in Armenien und im Libanon weit über die Grenzen hinaus bekannt wurde.



Inschrift des Gedenksteins für Künzler in Walzenhausen.

Gertrud Kurz-Hohl

Furchtlos für den Frieden

«Seit einem Vierteljahrhundert kamen Zehntausende menschlicher Wesen als Opfer von Verfolgungen, um in unserem Land Zuflucht zu suchen. Um

das Flüchtlingsproblem zu lösen, genügte es indessen nicht, dass ihnen die Behörden Asyl gewährten. Jene Menschen hatten mit der Vergangenheit brechen müssen, die Gegenwart war für sie schwer und die Zukunft ungewiss. Die meisten jener Unglücklichen waren plötzlich aus einer friedlichen und sicheren Existenz gerissen und standen nun in fremdem Lande, aller Dinge entblösst. Sie hingen daher von der Fürsorge des Nächsten ab.

Frau Gertrud Kurz stand und steht noch heute in vorderster Front derer, die den Flüchtlingen nicht nur materielle, sondern auch geistige Hilfe zuteil werden lassen. Unzählige Flüchtlinge haben die Wohltat ihrer grossen Güte und ihres tiefen menschlichen Fühlens genossen. Die schöne Aufgabe, die Frau Kurz erfüllt, hat ihr den Titel eines Doctor honoris causa eingetragen. Aber schon lange vorher hatten ihr die Flüchtlinge einen anderen Titel verliehen, nämlich Mutter der Flüchtlinge. Sie wollten dadurch ausdrücken, dass sie bei ihr ein wenig von dem fanden, was sie verloren hatten. Durch ihre ganze Tätigkeit hindurch hat sie ihren Schützlingen grosses Vertrauen bekundet, woraus zahlreiche unter ihnen ihrerseits Kraft und Willen zu neuer Zuversicht geschöpft haben.

Frau Kurz begnügte sich nicht damit, sich um das leibliche und seelische Wohl der Flüchtlinge zu mühen. In zahlreichen Vorträgen hat sie erfolgreich das Gewissen ihrer Landsleute aufgerüttelt. Sie hat sie ermahnt, an die Flüchtlinge zu denken und mitzuwirken bei dem für sie unternommenen Werke. Für die Behörden hat sich Frau Kurz als wertvolle und loyale Helferin erwiesen, die indessen nie säumte, ihnen gelegentlich auch offen ihre Ansicht darzutun. Sie hat sich bemüht, die Flüchtlinge dazu zu bringen, die notwendigen Massnahmen der Behörden zu begreifen; aber es lag ihr ebenso daran, bei jenen Verständnis für das schmerzliche Schicksal der Flüchtlinge zu erreichen.

Anlässlich ihres Geburtstages versichern wir Frau Kurz der Dankbarkeit des Bundesrates und des Schweizervolkes. Wir sprechen den Wunsch aus, dass sie ihr Werk noch viele Jahre weiterführen möge.»

Mit diesen Worten sprach der damalige schweizerische Bundespräsident Max Petitpierre der Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz-Hohl die Glückwünsche zu ihrem 70. Geburtstag aus. Er tat dies auch im Namen der vielen tausend Flüchtlinge und Aussenseiter, welche ihre Hilfe und Zuneigung während und nach dem Zweiten Weltkrieg erfahren hatten.



Gertrud Kurz (1890–1972).

Geboren in Lutzenberg

Gertrud Hohl war die älteste der drei Töchter und Schwester des Stammhalters von Reinhard Hohl-Custer. Sie war am 13. März 1890 am Bildschachen in Lutzenberg im Appenzeller Vorderland geboren worden. Ihre Mutter stammte aus dem Rheinecker Doktorhaus Custer und war eine feinsinnige, sorgfältig geschulte, musikbegabte Frau. Ihre Vorfahren väterlicherseits waren bodenständige Appenzeller Bauern gewesen. Der Grossvater versuchte sich schon 1881 mit dem Weben von Seidenbeuteltuch und richtete später eine kleine Fabrikation ein, welche Gertruds Vater zu einem eigenständigen Betrieb ausbaute. Er war, wie man sagte, Fabrikant, das heisst, er vermittelte einerseits Arbeit an die webenden Heimarbeiter, kontrollierte die fertigen «Stückli» und entlöhnte die Weber für ihre mühsame Arbeit im feuchten Keller. Er war aber auch Kantonsrat und Oberrichter, und es heisst von ihm, dass er sich seit seinem Eintritt in die Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft im Jahre 1893 grosse Verdienste erworben hatte. Als Anerkennung wurde er 1940 deren Ehrenmitglied. Als aktiver Mitarbeiter der «Stiftung für das Alter» sowie im Hilfsverein für Geisteskranke bewies er seine soziale Einstellung und handelte entsprechend.

Seine Frau Clara war an der Gründung der appenzellischen Sektion der «Freundinnen junger Mädchen» beteiligt und zudem für ungezählte Arme und Bekümmerte, die an ihre Türe klopften, eine mütterliche Helferin und Beraterin.

Grosse Aufmerksamkeit muss sie der Ernährung der zahlreichen Weberfamilien gewidmet haben. Vor ihr hatte der erste schweizerische Fabrikinspektor, der Glarner Dr. med. Fridolin Schuler, die schweren Ernährungsmängel der Weber und Fabrikarbeiter erkannt, die sich hauptsächlich von Kaffee, Kartoffeln und Schnaps ernährten. Bedingt war dies zum grossen Teil durch die Notwendigkeit des totalen Einsatzes der ganzen Familie, der kaum Zeit zum Kochen liess, der aber zur Einbringung des minimalsten Einkommens, das trotzdem oft nicht oder doch nur knapp für das tägliche Brot reichte, unbedingt notwendig war.

Die Primarschule besuchte Gertrud mit ihren Schwestern und dem drei Jahre jüngeren Bruder Reinhard (1893 bis 1975) in Lutzenberg, die Realschule in Rheineck. Ihr Bruder wandte sich nach seinem Universitätsstudium der diplomatischen Laufbahn zu und wurde unter anderen Aufgaben mit der Leitung der Gesandtschaft in Prag und Tokio beauftragt. 1954 wurde er Botschafter in Wien.

Zur Kirche gingen die Lutzenberger nach Thal, dessen Gotteshaus seit der Gegenreformation sowohl Katholiken wie Protestanten offen stand. Das Erlebnis einer paritätischen Kirche dürfte für Gertrud Hohl ein grosses, wenn nicht sogar entscheidendes Erlebnis gewesen sein und massgebend für ihr Verständnis für Ökumene.

Neben der Schule bereitete es ihr besondere Freude, den Insassen des Bürgerheims Lutzenberg vorzulesen oder Geschichten zu erzählen; darin war sie eine wahre Meisterin. So waren später auch ihre Hunderte von gehaltenen Vorträgen immer lebendig und überzeugend.

Nach der Schulentlassung besuchte die junge Tochter die höhere Handelsschule in Neuenburg und anschliessend eine hauswirtschaftliche Schule in Frankfurt am Main. Wo und wann immer es ging, widmete sie sich auch dort den Hilfebedürftigen, teilte mit ihnen sogar ihr Taschengeld oder wehrte sich auf Amtsstellen für deren Recht.

Kaum 22 Jahre alt, vermählte sie sich mit Dr. Albert Kurz und folgte ihm im April 1912 nach Bern, wo er Lehrer und später Rektor am städtischen Gymnasium war. Dem Ehepaar wurden zwei Söhne und eine Tochter geschenkt.

Offene Türen für alle

Von Anfang an gab es an ihrer Haustüre an der Sandrainstrasse 56 kein Schild «Betteln verboten». Das Ehepaar Kurz hatte für alle Tippelbrüder und entlassenen Strafgefangenen stets ein gutes Wort und eine Gabe bereit. Das sprach sich in Bern in den einschlägigen Kreisen rasch herum, und der Zustrom war entsprechend. Oft wurden die grossherzigen Spender angelogen, aber das nahm Gertrud Kurz nie tragisch. Sie sagte, «ihre Wahrheitsbegriffe stimmen eben oft nicht mit den unseren überein. Auf der Strasse formen sich andere Begriffe und Massstäbe als in unseren bürgerlichen Häusern.»

Wieviele «Brüder der Landstrasse» bei der Familie Kurz ein und ausgingen, ist wohl nirgends aufgeschrieben. Sie sassen mit ihr zu Tisch und wurden zu eigentlichen Stammgästen, für die auch Dr. Kurz zum Freund und Berater wurde. Die drei Kinder wussten in ihrer Jugendzeit nichts anderes, als dass die Mutter ihre Liebe nicht nur auf den Familienkreis beschränkte, sondern dass alle miteinander teilten und dennoch nicht zu kurz kamen. Herumziehende, Gestrandete, Strafentlassene fanden Speise und Trank, Kleider, Schuhe, wenn nötig auch Geld aus der Kurzschen Haushaltungskasse, allem voran aber mitmenschliche Teilnahme.

«Es fällt mir jedesmal schwer, Euch nach kurzem Besuch wieder gehen zu lassen, denn ich weiss, dass jetzt jemand mit Euch gehen müsste, der Euch vor neuer Versuchung zurückhalten würde. Und doch müsst Ihr den Weg selber suchen, trotz der Angst, als Sträfling erkannt und vielleicht ausgelacht zu werden und eventuell keine Arbeit zu finden, weil niemand einen anstellen will, der gesessen hat.

Manches von dem, was Ihr mir erzählt habt, ist in mir geblieben, weil es eine besondere Not aufgedeckt hat.

Es warten viele Menschen darauf, überhaupt angeredet zu werden und sich einem Menschen anvertrauen zu können, vielleicht auch eingeladen

zu werden zu einem einfachen Mittag- oder Abendmahl. Es braucht nicht unbedingt den Reichtum einer grossen Kasse, aber immer braucht es den Reichtum eines gütigen Herzens, das Mittel und Wege findet, um anderen wohlzutun.» (Mutter Kurz)

Im Jahre 1932 nahm Gertrud Kurz am Internationalen Kongress der «Kreuzritterbewegung» in Valangin im Kanton Neuenburg teil. Hier begann sich aus einem glimmenden Docht ein kleines Feuer zu entfachen, das bis zu ihrem Lebensende nicht mehr erlosch.

Der Ursprung der Kreuzritterbewegung

1923 hatte der junge französische Leutnant Etienne Bach als Besatzungsoffizier im rheinländischen Datteln einen Gottesdienst besucht. Ohne eigene Absicht trat er dabei gleichzeitig mit dem deutschen Bürgermeister des Städtchens vor den Altar, wo sie gemeinsam das Abendmahl einnahmen. Beide Männer waren nicht nur ernsthafte Christen, sondern auch loyale Patrioten und damit Gegenspieler. Doch deuteten beide die Begegnung in der Kirche als ein Zeichen Gottes. Respekt vor der schwierigen Aufgabe des andern und nicht mehr versteckte Feindseligkeit prägten von nun an ihr Verhältnis. Der gemeinsame Glaube war offenbar in der Lage, über den Graben nationaler Gegensätze hinweg Brücken zu schlagen. Diese Erkenntnis brachte Etienne Bach auf den Gedanken, eine Bewegung zur internationalen Versöhnung und Verständigung zu gründen. Ihre ersten Mitglieder nannten sich «Chevaliers du Prince de la Paix» oder zu deutsch «Kreuzritter im Dienste des Friedensfürsten».

Bald stiessen Gleichgesinnte aus anderen Ländern, auch aus der Schweiz, dazu. 1928 erwarb Etienne Bach die «Borcarderie», ein kleines Gut im neuenburgischen Valangin. Hier hatte die Kreuzritter-Bewegung nun ihr Zentrum, in welchem 1932 der Kongress stattfand, an dem Gertrud Kurz teilnahm.

Im folgenden Jahr fand das internationale Treffen im französischen Liévin statt. Dieser Anlass beeindruckte Gertrud Kurz ausserordentlich. Inmitten der Gräber eines Soldatenfriedhofs, auf dem 38 000 Soldaten ruhten, gelobten die ehemaligen Feinde, echte Friedensarbeit unter den Völkern zu leisten. «Aus passiven sollten aktive Christen werden.» Die Begegnung mit Christen anderer Länder, der Anblick der kriegsverwüsteten Gegenden und der riesige Soldatenfriedhof, vor allem aber das gemeinsame Ringen um das gegenseitige Verständnis und das gemeinsame Beten des Unser Vater von Deutschen und Franzosen machten einen unablässlichen Eindruck auf die Schweizerin. Von da an stellte sie sich in den Dienst der Bewegung, indem sie das französische Mitteilungsblatt übersetzte und mit der Zeit ganz die Verantwortung des deutschsprachigen Blattes übernahm. Etienne Bach zog sich 1939 aus privaten Gründen

fast ganz aus der Bewegung zurück und trat eine Pfarrstelle in Savoyen an. Zentrale Figur der Kreuzritter war von jetzt an Gertrud Kurz.

In Deutschland begannen am politischen Himmel dunkle, braune Wolken aufzuziehen und liessen Böses erahnen. «Gertrud Kurz stand in der Mitte ihres Lebens, als die Verfolgung der Juden in Deutschland offen zum politischen Programmpunkt der Nationalsozialisten erklärt wurde. 1938, als sich die Zahl jener mehrte, die in der Schweiz Schutz vor Verfolgung suchten, nahm sie sich der Flüchtlinge an, für die keines der offiziellen Hilfswerke zuständig war. Allein aus innerem Antrieb begann sie eine Hilfstätigkeit, die bis zu ihrem Tode ihr zentrales Anliegen blieb», schrieb ihre Tochter in den Erinnerungen an die Flüchtlingsmutter.

Nachdem die Nationalsozialisten ihren Machtbereich im März 1938 auf Österreich, im Oktober auf sudetendeutsche Gebiete ausgedehnt hatten, folgte im kommenden März die Annexion der Tschechoslowakei und am 1. September 1939 der Überfall auf Polen. Der Einmarsch der Deutschen in Österreich bewirkte, dass Hunderte von Flüchtlingen die Schweizer Grenze überschritten.

Gewissen über Gesetz gestellt

Am 18./19. August 1938 forderte der Bundesrat die vollständige Grenzsperre und die ausnahmslose Rückweisung der Flüchtlinge ohne Visum. Der St.Galler Polizeikommandant Paul Grüninger dachte anders und stellte das Gewissen über das Gesetz. Er liess nach dem Einmarsch der Nazis in Österreich 1938 rund 300 jüdische Flüchtlinge in unser Land, obwohl die Schweiz offiziell ihre Grenzen dichtgemacht hatte. Die Behörden in Bern täuschte er mit falschen Einreisedaten, so als seien diese Menschen noch vor der Grenzsperre eingereist. Im April 1939 wurde der 48jährige fristlos entlassen, ein Jahr später vor Gericht gestellt und zu einer Busse von 300 Franken verurteilt. Den Rest seines Lebens fristete er in ärmlichen Verhältnissen, da ihm eine Rente aberkannt wurde. Unter dem Druck der Öffentlichkeit wurde Grüninger am 30. November 1995 im gleichen Saal, in dem er verurteilt worden war, vom Bezirksgericht St.Gallen posthum freigesprochen, 55 Jahre nach seiner Verurteilung und 23 Jahre nach seinem Tod. Im Juni 1996 wurde mitten in der St.Galler Altstadt der «Grüninger-Platz» eingeweiht.

Zutiefst betroffen über den Abgrund von Kollektivhass gegen ein wehrloses Volk, dem sie sich zeitlebens verbunden fühlte, machte sich Gertrud Kurz an die Arbeit und öffnete ihr Haus am Sandrain in Bern den Flüchtlingen, die nach Hilfe suchten. Aus der spontanen Initiative entstand mit Hilfe freiwilliger Mitarbeiter das Hilfswerk des Christlichen Friedensdienstes «cfd», das damals vor allem Juden und Kommunisten betreute.

An Weihnachten 1938 lud Gertrud Kurz zum ersten Mal im Namen der Kreuzritter Emigranten, erste Opfer des Nationalsozialismus, die in Bern lebten, zusammen mit Einheimischen zu einer gemeinsamen Feier ein. Es ging ihnen darum, im Gedenken an die «Kristallnacht» und in düsterer Vorahnung des kommenden Schreckens einander Trost und Wärme zu schenken.

In der «Kristallnacht» waren in Deutschland 119 jüdische Synagogen angezündet, 76 vollständig demoliert und 1300 jüdische Geschäfte zerstört worden. Tausende von männlichen Juden wurden ins KZ gebracht und sind dort umgekommen.

Nach dieser schrecklichen Novembernacht «konnte niemand mehr im Zweifel sein, dass die Judenverfolgungen – schon lange inoffiziell bestehend – nun lärmend auch zum offiziellen Programmpunkt der Nationalsozialisten erklärt worden waren. Die Scherben klirrten so laut, dass keiner später mehr das Recht gehabt hat, zu erklären, er habe von all dem nichts gewusst...», schrieb Gertrud Kurz.

Die gemeinsame Weihnachtsfeier von Gläubigen und Atheisten war die Geburtsstunde einer neuen Friedensorganisation, des Schweizer Zweiges des internationalen Friedensdienstes «cfd», wie man die Kreuzritterbewegung nun nannte. Sie wurde als äusserst aktives Flüchtlingswerk der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe angeschlossen.

An den deutschen und österreichisch-schweizerischen Grenzen spielten sich nach Kriegsbeginn oft dramatische Szenen ab. Bewohner unseres Landes mussten zusehen, wie Alte und Junge, Frauen, Männer und Kinder, teils wegen ungenügender Ausweispapiere – kaum hatten sie das «gelobte Land» betreten – wieder zurückgeschickt werden sollten, zurück ins Elend und meist in den sicheren Tod.

«Für Mutter Kurz», so schrieb ihre Tochter, «begann nun die Zeit des totalen Einsatzes, ein Kampf um Leben und Tod der Entrechteten, der nicht in karitativen Bemühungen stecken blieb. Unermüdlich intervenierte sie auf hoher und höchster Ebene für eine Asylpolitik, die sich nicht ängstlich der drängenden Not verschloss.» Während unter nationalsozialistischer Herrschaft Millionen Juden und Hunderttausende von Zigeunern hingemordet wurden, galt in der vom Krieg verschonten Schweiz bis 1944 die geheime Verordnung: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen sind nach der bisherigen Praxis keine politischen Flüchtlinge und damit zurückzuweisen.»

Die «Flüchtlingsmutter»

Für die Flüchtlinge wie auch die stillen Helfer der Grenze entlang brachte der Einsatz von Frau Kurz Lichtblicke. Für die einen wurde sie immer mehr zur «Flüchtlingsmutter», eine Bezeichnung, gegen die sich

Gertrud Kurz nie gesträubt hatte. Bei den Behörden kämpfte sie um jeden einzelnen ihrer Schützlinge und bereitete ihnen damit manch unruhige Stunde. «Mein Leben war zu jener Zeit eine ständige Intervention.»

1941 trat wieder eine Verschlechterung der Lage ein, so dass die Grenzen von höchster Stelle erneut für geschlossen erklärt wurden. Gleichzeitig mehrten sich die Berichte über die Greuelstaten in den Konzentrationslagern und liessen aufhorchen.

Dazu Gertrud Kurz: «Das war ein dunkler Sommer für viele jüdische Flüchtlinge, die nach furchtbarem Erleben bei uns Zuflucht gesucht... und sie nicht gefunden haben. Ja, die an unserer Grenze zurückgewiesen und damit ins Elend gestossen worden sind... – Es war auch ein dunkler Sommer für uns Flüchtlingsfürsorger in der Schweiz. Die Zurückgewiesenen belasteten unser Gewissen in unvorstellbarer Weise. Unsere Versuche zu erreichen, dass die Grenzen wieder geöffnet würden, hatten leider wenig Erfolg.»

1942 spitzte sich die Lage mehr und mehr zu. Die Besetzung von Teilen Frankreichs bewirkte, dass die Zahl der nun auch von dort fliehenden jüdischen Flüchtlinge stetig zunahm. Mit allen Mitteln versuchten sie, ihr Leben durch die Flucht in die Schweiz zu retten. «Die übereinstimmenden und zuverlässigen Berichte über die Art und Weise, wie die Deportationen ausgeführt werden, und über die Zustände in den Judenbezirken im Osten sind derart grässlich, dass man die verzweifelten Versuche der Flüchtlinge, solchem Schicksal zu entrinnen, verstehen muss und eine Rückweisung kaum mehr verantwortet werden kann.» So zu lesen in einem Bericht der Eidgenössischen Fremdenpolizei Ende Juli 1942 an den Bundesrat. Statt aber die Verzweifelten ins Land zu lassen, verfügte der Bundesrat Anfang August, die Grenze völlig dichtzumachen. Als diese Massnahme bekannt wurde, entfachte sie einen Sturm des Protestes. Presse, Kirchen, Parteien, Politiker, Schriftsteller wandten sich gegen diese inhumane Abweisungspolitik. Dennoch blieb die Verfügung über die konsequente Rückweisung aller rechtswidrig in die Schweiz gekommenen Ausländerinnen und Ausländer, mit Ausnahme der politischen Flüchtlinge und Deserteure, in Kraft.

In jenen Tagen sprach der Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartementes Bundesrat Eduard von Steiger im Nationalrat das harte und berühmt-berüchtigt gewordene Wort vom «vollen Boot» aus, dies obwohl damals nur rund 8300 Flüchtlinge in unserem Land waren. Der gleichen Ansicht war der gesamte Bundesrat, der die Meinung vertrat, dass 6000 bis 7000 Flüchtlinge die Zahl sei, die «gerade noch tragbar wäre ohne allzu grosse Nachteile».

Für Gertrud Kurz waren solche Meinungen untragbar. Aber auch viele Schweizer empörten sich über die getroffenen Massnahmen. Der liberal-demokratische Nationalrat Albert Oeri rief Gertrud Kurz in den Augusttagen 1942 von Basel aus an. Es müsse nun etwas Entscheidendes gegen

diese Grenzschliessung geschehen. Er würde am liebsten sofort bei Bundesrat von Steiger vorsprechen, sei aber leider verhindert. «Und nun bitte ich Sie, sich mit einem jüdischen Begleiter sofort auf den Mont Pélerin zu begeben. (Dort befand sich von Steiger in den Ferien.) Sie wissen am besten, wie die Sache drängt.»

Für Gertrud Kurz kam dieser Auftrag sicher überraschend, dennoch war sie fest entschlossen, diesen ungewöhnlichen Schritt zu machen, der für die Verfolgten, aber auch für unser Land von grosser Bedeutung war. Einen jüdischen Begleiter zu finden war gar nicht einfach. Die antisematische Haltung der Behörden war mit der Einführung des Juden-Stempels in ihre Pässe und die Nichtanerkennung der Juden als politische Flüchtlinge klar zum Ausdruck gekommen.

Aug in Auge mit dem Justizminister

Nach einigen Absagen fand sich der jüdische Bankier Paul Dreyfus-de Gunzburg aus Basel bereit, Gertrud Kurz zu begleiten. Bei dem dreistündigen Gespräch mit Bundesrat von Steiger an dessen Ferienort auf dem Mont Pélerin ging es darum, von ihm ein weitherziges Öffnen der Grenzen zu erbitten. Bei den ihm geschilderten Verhältnissen sprach von Steiger von «Greuelmärchen». Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass ein so furchtbare Geschehen in einem Lande, das Goethe hervorgebracht hatte, möglich war. Schliesslich liess er sich umstimmen, und den Bitten der beiden Gesuchsteller wurde entsprochen. Dies bedeutete für Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Verzweifelten Rettung vor der sicheren Deportation und dem Gastod in einem Vernichtungslager. Zwei Tage später waren die Grenzen – wenn auch nur vorübergehend – wieder geöffnet.

In einem Brief schrieb Gertrud Kurz über die turbulenten Ereignisse im August 1942: «Ich habe acht unvergessliche Tage hinter mir. Heute vor acht Tagen war ich, zusammen mit Paul Dreyfus-de Gunzburg, bei Bundesrat von Steiger auf dem Mont Pélerin, wo er in den Ferien war, und wir durften drei Stunden lang von der schrecklichen Not sagen; abends noch war ich in Zürich zu einer Besprechung und Resolution mit allen Flüchtlingshilfen und anderntags von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr abends an einer Konferenz mit Dr. Rothmund, abends mit Pfarrern von Zürich zusammen, dazwischen Besuche, Interviews, Menschen in Not, Telegramme, Eilbriefe. Es war unbeschreiblich, aber es hat sich gelohnt! Hoffen wir, dass noch viele dem unmenschlichen, satanischen Vorgehen von gottverlassenen Menschen entgehen können.»

Nur wenige Wochen nachher spielte sich an unserer Landesgrenze folgende Geschichte ab.

Es waren zwei jüdische Familien, die, als sie am Buss- und Bet-Sonntag 1942 morgens in aller Frühe ihr Leben vor den deutschen Faschisten ret-

ten wollten, plötzlich vor einem einsamen Wachsoldaten auf den Walliser Bergen standen. Der Grenzposten, unschlüssig, wie er sich zu verhalten habe, rief auf Anraten der Wirtin des Bergwirtshauses, die schon manchem Flüchtling weitergeholfen hatte, Gertrud Kurz in Bern an. Er fragte sie, ob die Grenze für deutsche Juden offen sei. Er sei so weit oben und wisse zurzeit selbst nicht recht, ob die Grenzen inzwischen wieder geöffnet wären. Heute, am Feiertag, sei ja auch keine Behörde zu erreichen.

Frau Kurz begriff sofort, dass dieser Anruf über Leben und Tod der Flüchtlinge entscheiden werde. Sie beteuerte also, die Grenzen seien geöffnet und er solle die Leute schnellstens ins Land lassen. Der Grenzsoldat, von der Richtigkeit dieser Auskunft überzeugt, liess die Flüchtlinge passieren. Gertrud Kurz dagegen wusste genau, dass der Beschluss des Bundesrates vom 4. August 1942, die Grenze vollständig zu schliessen, seit Mitte August endgültig in Kraft war. Sie hielt diesen Beschluss angesichts des tobenden Faschismus in Deutschland für unverantwortlich, zumal sie aus dem vertraulichen Rundschreiben an die Polizeidirektionen der Kantone und die kantonalen Polizeikommandos den verhängnisvollen Satz kannte: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen, zum Beispiel Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.»

Gegen den Strom

Gertrud Kurz hatte also, um Menschenleben zu retten, bewusst die geltenden Vorschriften missachtet. Bereits am anderen Tag wurde sie von Dr. Heinrich Rothmund, dem Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, empfangen. Sie gestand ihm ohne Umschweife, was sie über das Bettags-Wochenende angestellt hatte. Nun seien die Flüchtlinge da; das eben wolle sie melden.

Heinrich Rothmund, grossgewachsen, ein imponierender Mann, verbarg seinen Unmut ob solcher Eigenmächtigkeit nicht. Es war ja schliesslich nicht das erste Mal, dass diese Frau über die zuständige Behörde hinweg handelte. Er erläuterte ihr deutsch und unmissverständlich, dass es nicht angehe, entgegen den Weisungen zu handeln. Wo käme man da in diesen schwierigen Zeiten hin? Einmal müsse nun Schluss sein mit diesen Amtsanmassungen.

Die mittelgrosse, leicht rundliche Gertrud Kurz hörte sich die Strafpredigt ruhig an und begann zu lächeln. Was es denn da noch zu lachen gebe, fragte Rothmund sichtlich verärgert. Sie antwortete freundlich: «Jetzt habe ich hinter Ihnen gerade einen gesehen, der noch grösser ist als Sie.» – «Die Flüchtlinge können bleiben», entschied darauf Dr. Rothmund.

Die «Flüchtlingsmutter» liess sich von der «rastlosen Zeit», wie sie sie selbst bezeichnete, weder beirren noch einschüchtern. «Was sollen wir

tun?» fragte sie in einer ihrer kurzen, unverblümten Veröffentlichungen, um ihre Ratlosigkeit auf den Punkt zu bringen. Ihre Antwort war : «Das Naheliegende».

«Das Naheliegende» hiess für Gertrud Kurz, direkt und furchtlos jedem Menschen in Not zu helfen, hiess Misstrauen und Ängste abbauen, hiess wachsam sein gegen jede Propaganda der Beschönigung von Gewalt und Menschenverachtung, hiess aufklären über die Hintergründe von Not, Flucht und Krieg, hiess unentwegt sich für Versöhnung, für Grossmut und Frieden einsetzen. Ihre Einsicht, dass der Frieden nicht die Aufgabe der «Mächtigen» und «Grossen» der Welt ist, sondern die Aufgabe jedes einzelnen Menschen, mag auch heute – gegen die Ratlosigkeit der Zeit – als Massstab für das Tun und Lassen gelten.

Gegen die endgültige Grenzschliessung 1942 war Gertrud Kurz machtlos. Sie musste zusehen, wie ihr Land sich am nationalsozialistischen Völkermord mitschuldig machte. Aber bei Flüchtlingen, im Volk und bei den Behörden blieb sie bekannt und anerkannt als die «Flüchtlingsmutter».

Der Zweite Weltkrieg mit seinen grauenhaften Folgen auch für die Zivilbevölkerung ging seinem Höhepunkt entgegen. «Das Gefährt Adolf Hitler sauste mit rasender Geschwindigkeit dem Abgrund entgegen.» Zwei volle Jahre ging es aber noch, bis im Mai 1945 ein Ende abzusehen war. In diesen zwei Jahren kamen noch ungezählte Flüchtlinge in bittere Not. Immer wieder waren es die Papiere, die nicht stimmten oder gar nicht da waren und zu Zurückweisungen führten. Frau Kurz hatte als Mitglied des «Rechtsausschusses der Flüchtlingskommission» besonders oft mit solchen Fällen zu tun. Sie empfand «das Kapitel der sogenannten ‹Refoulierung› als das schmerzlichste in der Geschichte der Flüchtlinge, die in der Schweiz Zuflucht gesucht haben».

Kriegsende – Flüchtlinge

Als 1945 noch Millionen von Menschen unterwegs waren – von Ost nach West –, kam die letzte Phase des Zusammenbruchs des tausendjährigen Reiches. Das Feuer wurde zwar eingestellt, aber die Flüchtlinge und Vertriebenen hatten noch nicht wieder eine Unterkunft, geschweige denn ein Zuhause. Die Betreuung der Flüchtlinge blieb Mutter Kurz das Hauptanliegen, weil sie im Helfen und Heilen Friedensarbeit sah.

Nach Kriegsende stellte sich auch die Frage nach der Verantwortung der schweizerischen Flüchtlingspolitik mit aller Härte. Obwohl Gertrud Kurz mehr als genug Gründe dafür gehabt hätte, als Schuldige die Behörden anzuprangern, suchte sie die Fehler bei sich selber.

«Wohl scheint es mir heute, als wäre mein Leben in jenen Jahren eine nie aufhörende Intervention gewesen, und dennoch frage ich mich mit Trauer: Warum ich dies und jenes so stillschweigend hingenommen?» Sich

besonders schwerwiegender Vorkommnisse erinnernd, sagte sie: «Eigentlich hätten wir uns auf die Treppe des Bundeshauses setzen müssen und nicht weggehen dürfen, bis die Asylpolitik menschlicher geworden wäre.»

Aber gütig wie sie war, verspürte sie nie Hass, und nachtragend war sie ebenfalls nicht. Ihr herzerfrischender Appenzeller Humor half immer wieder, schwierige und scheinbar verfahrene Situationen zu retten.

In den Nachkriegsjahren legte sie ihre Hände nicht einfach in den Schoss. Für Gertrud Kurz gab es nur ein Thema: die Sorge um den Frieden. Man stand vor der grauenvollen Tatsache, dass der Krieg Millionen von Toten – darunter allein sechs Millionen Juden – gefordert hatte. Zurückgeblieben waren Millionen von Menschen ohne Heimat, zerstörte Städte, die in Schutt und Asche lagen. Es durfte keinen neuen Krieg mehr geben!

Mit materieller Hilfe allein war es oft nicht getan. Es gab viele Flüchtlinge, die mit Mutter Kurz ihre Probleme besprechen und ihren Rat entgegennehmen wollten. Obwohl sie fast Tag und Nacht arbeitete, Unterkünfte besorgte, Kleidersammlungen organisierte und zudem noch viele Sitzungen leitete und auswärts Vorträge hielt, fand sie dennoch Zeit für jene, die sich ihr persönlich anvertrauen wollten. Es gab unter den Flüchtlingen auch solche, welche durch ihr Verhalten besondere Schwierigkeiten machten. Zu ihnen gehörte der österreichische Dichter Jakob Haringer, der bis zur Machtergreifung Hitlers 1933 zu den angesehenen Literaten zählte und mit verschiedenen Preisen geehrt worden war. Nun war er ein Emigrant unter vielen, der zum Teil nicht verstanden wurde und der sich nicht entfalten konnte. Er litt oft unter Depressionen und machte seinen Aggressionen auf ungewöhnliche Art Luft. Der Fremdenpolizei war er nur zu gut bekannt, weil er immer wieder versuchte, aus Internierungslagern auszubrechen. Haringer schreckte nicht davor zurück, die Behörden, ja sogar den Bundesrat mit Drohbriefen zu belästigen. Auch der Mitarbeiterstab von Gertrud Kurz wurde davor nicht verschont. Schweizer Schriftsteller, unter anderen auch Hermann Hesse, setzten sich für ihn ein und baten um Verständnis. Die Behörden wiesen auf Eintragungen in seinem Dossier hin, die für ihn nicht günstig lauteten, da er ein «zwar intelligenter, aber völlig asozialer und bis zu einem gewissen Grad gefährlicher Mensch» sei. «Es ist uns nicht möglich, dem Künstler gegenüber Rücksicht zu nehmen, die Haringer als Mensch nicht verdient.»



Anreisende Flüchtlinge nach Kriegsende. (Foto: cfd)

Gertrud Kurz kannte seine Art und hörte sich oft seine mit harten und wilden Worten ausgesprochenen Beschimpfungen an. Sie wusste, dass er psychisch viel litt und die verbalen Tiraden eine Art Ventil für ihn waren.

Seine Briefe und Forderungen waren unhöflich und konnten nur mit einiger Menschenkenntnis und Humor ertragen werden. Die Mitarbeiterinnen von Gertrud Kurz fanden, es sei eine Zumutung, auf solche Briefe zu antworten.

Mutter Kurz schrieb ihm deshalb, dass sie, obwohl sie sehr wenig Zeit habe, die Briefe an ihn nun persönlich und von Hand schreiben müsse. Das wirkte, und Haringer kam zu ihr in die Sprechstunde. Als Geschenk brachte der Lyriker eines seiner kleinen Gedichte mit, das mit dem Satz schloss, «Mir ist so leicht zu Mut, als ob alles nun anders wird».

Jakob Haringer wurde tatsächlich anders, milder. Gertrud Kurz lud ihn an seinem 50. Geburtstag zu Kuchen und Kaffee ein. Nach einem langen und erlösenden Gespräch sagte er beim Abschied zu ihr: «Jetzt habe ich meinen Frieden gefunden. Danke.»

Zwei Tage später meldete man aus Zürich, Doktor Jakob Haringer sei bei einer Zusammenkunft in Zürich an einem Herzschlag gestorben, friedlich und ohne Kampf.

«Es scheint mir, als müsste ich es allen Menschen sagen, dass es nicht nur verschüttete Häuser gibt, sondern auch verschüttete Seelen, und dass wir sie behutsam freimachen müssen, damit sie das Licht, das von oben scheint, wieder sehen können», notierte Gertrud Kurz in ihren Erinnerungen.

Einstige Feinde gaben sich die Hand

Eines ihrer Ziele war es, einstige Feinde auf Schweizer Boden zusammenzuführen, damit sich diese kennenlernen könnten. Konzentrationslagerhäftlinge aus Deutschland, Holland, Frankreich, überlebende Juden und ehemalige Soldaten der deutschen Wehrmacht wollte sie an den gleichen Tisch bringen. Sie rief zu Besinnungs- und Friedenswochen auf. In dem von Pfarrer Paul Vogt in einem ehemaligen «Stickerhemetli» gegründeten Sozialheim «Sonneblick» in Walzenhausen, nahe ihrem Geburtsort, gelang es, unter den einst Verfeindeten und Geächteten erste zaghafte Verbindungen



«Gemeinsame Grenzen des Nationalismus und des Hasses überschreiten», Besinnungswoche mit Kriegsversehrten im «Sonneblick» in Walzenhausen. (Foto: cfd)

herzustellen, die bis zur Versöhnung führten. Juden kamen mit Christen ins Gespräch, Holländer und Deutsche reichten einander die Hände. Obwohl immer wieder alte Wunden aufgerissen wurden und bittere Gefühle aufbrachen, gelang es Mutter Kurz, mit ihrem scharfen Verstand zu vermitteln und Friedensarbeit von Mensch zu Mensch zu leisten.

Unermüdlich hielt sie Vorträge im In- und Ausland, warb für die Ideen, welche der Christliche Friedensdienst in Europa verbreiten wollte. Ja, sie wagte sich sogar hinter den Eisernen Vorhang, wo sie mit ehemaligen Flüchtlingen zusammentraf. Immer wieder stellte sie die Mitverantwortung für den Nächsten ins Zentrum ihrer Friedensarbeit und fragte die Generation der Nachkriegsjahre nach den Ursachen von Unfrieden und Gewalt.

Am 19. Juli 1948 starb ihr Mann Dr. Albert Kurz in Bern. Eingeweihte hatten ihn den «heimlichen Flüchtlingsvater» genannt, weil er zusammen mit seiner Frau unendlich viel für diese getan hatte und viel Verständnis dafür zeigte, was Gertrud Kurz an Zeit und Geld für ihre Lebensaufgabe aufbrachte.

Verdiente Ehrungen

An Anerkennung ihrer humanitären Tätigkeit durch die Öffentlichkeit im In- und Ausland fehlte es Gertrud Kurz nicht. Sie nahm aber die Ehrungen nicht für sich in Anspruch, sondern freute sich darüber, dass dadurch immer wieder neue Spender und Helfer auf den Plan gerufen wurden.

So überreichte ihr 1956 der Gesandte der Bundesrepublik Deutschland das Ehrenzeichen des Roten Kreuzes, und im Frühjahr 1958 verlieh ihr die Universität Zürich gar die Würde des theologischen Ehrendoktors. Die Laudatio nennt knapp und zusammenfassend den Grund dieser Auszeichnung: dass sie den Heimatlosen geholfen und Brücken der Versöhnung geschlagen hat. Zweimal wurde Gertrud Kurz von Prinzessin Wilhelmine der Niederlande zusammen mit Abbé Pierre und anderen Persönlichkeiten, die sich für den Frieden eingesetzt hatten, auf ihr Schloss «Het Loo» eingeladen. Unter den zahlreichen Gästen war auch Mrs. Eleanor Roosevelt, die Witwe des 1945 verstorbenen amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Mit ihr blieb sie seither im brieflichen Kontakt.

Zum 70. Geburtstag von Gertrud Kurz am 13. März 1960 erschien zu ihren Ehren das Buch «Wege des Friedens». Bedeutende Zeitgenossen leisteten Beiträge, aber auch viele Stimmen der Not und des Dankes von ehemaligen Flüchtlingen wurden darin veröffentlicht. Über 700 Personen aus dem In- und Ausland hatten ihr gratuliert und für ihr Wirken gedankt. 1965 durfte die Flüchtlingsmutter in Amsterdam im Beisein von Königin Juliana den Albert-Schweitzer-Preis in Empfang nehmen.

Trotz ihres fortgeschrittenen Alters arbeitete Mutter Kurz unermüdlich weiter und betreute nach wie vor Flüchtlinge. Sie setzte sich aber auch im Kampf gegen den Hunger in der dritten Welt ein. «Wie kommt es, dass wir im Überfluss leben, während andere darben?... Es gibt eine Möglichkeit, unser Gewissen zu entlasten, es gibt Möglichkeiten, von unserem Überfluss weiterzugeben, es gibt Menschen, die Mittel und Wege gefunden haben, um zu der Not zu gelangen und sie mit unseren Beiträgen zu lindern.»

Rückblick auf eine bewegte Zeit

Wenige Monate vor ihrem 80. Geburtstag liess Gertrud Kurz ihr Leben im Dienste des Friedens noch einmal vor ihrem geistigen Auge ablaufen und brachte ihre Gedanken in einer Art von Testament zu Papier. Ein Schwerpunkt darin ist die Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges, die viele Fragen aufgeworfen hatte und die sie nun noch einmal überdachte.

«... Wir waren in unserem behüteten und von allen Kriegen verschonten Land weder innerlich noch äusserlich auf eine Flüchtlingsinvasion vorbereitet. Innerlich fehlte es uns an jenem Glauben, der Berge versetzt und der weiss, dass, wenn Gott eine schwere Aufgabe auferlegt, er auch hilft, sie zu tragen. Es fehlte uns auch oft an jenem grenzenlosen Erbarmen, das stärker ist als alle Vernunft. Und schliesslich fehlte es uns an äusseren Einrichtungen.

Es fehlten das innere und das äussere Vorbereitet- und Eingerichtetsein für diese Flut von Not; es fehlte aber auch das Vorstellungsvermögen für all das Schreckliche! Immer wieder hörte man am Anfang das Wort Greuelmärchen und masslose Übertreibungen. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, dass ein so furchtbare Geschehen möglich war.

Ich glaube, wenn man die ganzen Grausamkeiten der KZ damals schon gekannt hätte, so würde unsererseits manche Grausamkeit unterblieben sein.

Wer waren die Verantwortlichen in jenen Jahren? War es unsere oberste Landesbehörde, sie, die jene verhängnisvollen Befehle erteilte, welche viele Flüchtlinge in den Tod trieben?

War es unser General, der vor allen Dingen die Grenze geschützt wissen wollte und vor allzu generösem Öffnen der Grenzen warnte?

Waren es die kantonalen Polizeidirektoren, die es in der Hand gehabt hätten, noch viel mehr legale Flüchtlinge aufzunehmen und die oft noch weniger grosszügig waren als die eidgenössischen Instanzen?

Waren es die Arbeitslagerleiter, die sich nicht immer für ihren überaus verantwortungsvollen Beruf eigneten?

War es der Vaterländische Verband, der mit seinen typisch antisemitischen Argumenten eine sehr unschweizerische und vor allen Dingen unchristliche Haltung einnahm?

Waren es die vielen selbstsüchtigen Ängstlichen, die mit Schrecken jede neue Lebensmittelrationierung konstatierten und sie mit den Flüchtlingen in Zusammenhang brachten, überzeugt, dass diese uns noch in den Hunger treiben würden?

Waren es die Vertreter des Sacro Egoismo, die so ungehemmt für diesen unwürdigen Standpunkt plädierten?

Waren es – ja waren es – nicht endlich wir auch selber? Nahmen wir nicht manchesmal Befehle und Verbote so entgegen, als käme ein Protest gar nicht mehr in Frage?

Ich frage mich: Warum habe ich das und jenes so stillschweigend hingenommen? Vielleicht sehen wir heute die Wahrheit und das Unrecht noch klarer als damals, wo wir durch die endlosen Spannungen und Aufregungen oft auch müde waren und uns in die angeblich unabänderliche Situation fügten (sicher immer mit belastendem Gewissen, aber irgendwie doch auch resigniert). Darum: *Nostra culpa, nostra maxima culpa*» (unsere Schuld, unsere grösste Schuld).

«Sie haben Brücken geschlagen...»

Zum 80. Geburtstag gratulierte ihr unter vielen anderen auch der damalige deutsche Bundespräsident Dr. Gustav Heinemann.

«...Das grösste Wunder aber, das Sie vollbracht haben, ist, dass Sie uns allen, die wir mit Ihnen durch die Arbeit im Christlichen Friedensdienst verbunden sind, Mut, Freude und Zuversicht für ein Wirken im Geiste des Friedens geschenkt haben.

Wer auf Sie blickt, begreift, dass Resignation das schwerste Versagen für die Christen unserer Tage wäre. Wer sich damit begnügt, die Welt mit ihrem Unrecht, ihren Gewalttaten und Grausamkeiten, ihren Kriegen und Scheusslichkeiten zu beklagen, schafft sich ein Alibi für das Nichtstun.

Sie, verehrte Mutter Kurz, haben uns gelehrt, dieser Versuchung zu widerstehen. Sie haben gehandelt, haben Mittel und Wege gefunden zu helfen und zu heilen; Sie haben Brücken geschlagen, wo andere meinten, vor unüberbrückbaren Gräben zu stehen.

Auf das Beispiel, das Sie uns geben, glauben wir auch in Zukunft nicht verzichten zu können. Darum bitten wir für Sie um Kraft und Gesundheit.»

Gustav Heinemann hatte ausgesprochen, was in schriftlichen und mündlichen Äusserungen ungezählter Menschen im Laufe der Jahrzehnte als Dank und Anerkennung auf die Flüchtlingsmutter zukam.

Die Schweizerische Nationalbank ehrte sie 1992 posthum, zwanzig Jahre nach ihrem Tod, mit einer Münze in Silber. Auf der Bildseite der Medaille wird ein Stacheldraht symbolhaft durch den Namen von Gertrud Kurz durchbrochen. Diese aussergewöhnliche Art der Ehrung durch

die Prägung einer Gedenkmünze für verdiente Schweizer Persönlichkeiten war bisher nur Männern vorbehalten. 1980 war es der Maler Ferdinand Hodler; 1989 hatte die Eidgenossenschaft im Rahmen der Erinnerungsfeiern «Diamant» an die Mobilmachung vor 50 Jahren eine Münze zu Ehren von General Guisan prägen lassen, und 1993 wurde Paracelsus auf diese Weise geehrt. Gertrud Kurz hat auch diese Front als erste Frau durchbrochen.

Die letzten Wochen von Gertrud Kurz waren von Krankheit gezeichnet, doch sie nutzte noch jeden möglichen Augenblick für ihre Anliegen. Am 26. Juni 1972 starb sie in Bern. Seit 1994 erinnert ein Gertrud-Kurz-Weg in Bern an diese grossartige Frau. Ihr Lebenswerk lebt im Christlichen Friedensdienst weiter. In der Geschichte der humanitären Schweiz nimmt diese aussergewöhnliche Frau einen Ehrenplatz ein.

Carl Lutz

Kämpfer gegen Unmenschlichkeit

Nur wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag starb im Februar 1975 ein wahrer Humanist, der unerschütterlich an das Gute glaubte und auch danach handelte: Carl Lutz, während 44 Jahren im diplomatischen Dienst der Schweiz tätig. Eine grosse Trauergemeinde nahm von ihm auf dem Bremgartenfriedhof in Bern Abschied, darunter der israelische Botschafter und höhere Beamte des Eidgenössischen Politischen Departementes. Die ungarische und die amerikanische Botschaft liessen Kränze niederlegen, jedoch fehlte ein Zeichen der Anerkennung des Bundesrates, der auch kein Beileidstelegramm an die Trauerfamilie gesandt hatte.

In äusserst schwierigen Zeiten hatte sich Vizekonsul Carl Lutz nicht nur für seine Landsleute im In- und Ausland eingesetzt, er spielte als Diplomat in Budapest eine geradezu zentrale Rolle, als es darum ging, Zehntausende von Juden zu retten, die in Konzentrationslager abgeschoben oder direkt dem schrecklichen Schicksal der Vernichtung in Gaskammern der Nazis ausgesetzt waren.



Carl Lutz (1895–1975).

Von Lutzenberg nach Philadelphia

Carl Lutz wurde am 30. März 1895 als Sohn des Steinbruchbesitzers Lutz im Unteren Wilen, nahe der Post Platz/Walzenhausen geboren. Der kleine Knabe prahlte immer wieder damit, sein Vater hätte die mächtigen Natursteine für den Bau des Bundeshauses in Bern geliefert. Die Eltern Johannes und Ursula Lutz-Künzler waren überzeugte und aktive Mitglieder der Methodistengemeinde. Vielleicht deshalb, weil sie im sonntäglichen Gottesdienst in Rheineck das Opfer einzuziehen hatten, nannte man sie im Dorf «s' Säckliheber-Lützes».

Carl wuchs in einem pietistischen Milieu auf, die Mutter hatte über 40 Jahre lang Sonntagsschule gehalten, und der Knabe hatte aus diesen Kindergottesdiensten tiefen und bleibende Eindrücke ins spätere Leben mitgenommen. Schon früh war es für ihn selbstverständlich, dass ein Christ sich im hilfreichen Einsatz für notleidende Menschen zu bewähren hat.

Nach der Schule und einer kaufmännischen Lehre in einer Stickerei-Exportfirma in St.Margrethen suchte er sich 1913 in den Vereinigten Staaten weiterzubilden. Wie die meisten Auswanderer musste er von ganz unten anfangen. Der junge Lutz scheute sich aber nicht, Schaufel und Pickel anzupacken oder in einer grossen Emailfabrik Abfälle aufzuladen, bis seine Hände bluteten. Noch schlimmer als diese Arbeit aber war das Heimweh, das ihn plagte. Um dieses zu vergessen, nahm er jede Arbeit an, vernagelte mit Negern Fässer, machte schmutzige und übelriechende Arbeiten in Schlachthäusern oder in einer Seifenfabrik. Dann nahm er die sich bietenden Gelegenheiten wahr, wieder in Büros zu arbeiten. Weil er während des Ersten Weltkrieges immer wieder befürchten musste, zum Dienst in der amerikanischen Armee verpflichtet zu werden, wechselte er oft die Stellen.

Neben der Berufsaarbeit studierte er am «Central Wesleyan College» Warroton/Missouri und später an der «George Washington University». Hier schloss er seine Studien mit dem Grad eines «Bachelor of Arts» ab. Sie weisen auf vielseitiges Interesse hin, denn er widmete sich neben volkswirtschaftlichen Fächern, amerikanischer Geschichte und englischer Rhetorik auch der Kirchengeschichte und Theologie.

Im Jahre 1920 trat Carl Lutz als Korrespondent für Deutsch und Englisch als Leiter der Presseabteilung in den Konsulardienst der Schweizer Gesandtschaft in Washington ein. Sechs Jahre später wurde er Kanzleisekretär im Konsulat in Philadelphia und hatte in dieser Funktion nicht nur den Absatz schweizerischer Produkte zu fördern, sondern auch achttausend ausgewanderte Schweizer zu betreuen. Es machte ihm grosse Freude, Menschen zu helfen und ihnen bei ihrem schweren Ringen nach Selbstbehauptung und Schaffung einer neuen Existenz beistehen zu können.

Gertrud Fankhauser, eine Bernerin, war 1931 nach Texas zu Verwandten gereist. In diesem Kreise reifte in ihr das Bedürfnis, nicht nur den

Kampf für die Gleichberechtigung der Frau aufzunehmen, sondern sich durch tätige Anteilnahme für Millionen von leidenden, kranken, hungernden, verlassenen Kindern der Welt einzusetzen. Das Schicksal wollte es, dass sie eine Stelle beim Schweizer Konsulat in St.Louis bekam und Carl Lutz von Philadelphia nach St.Louis versetzt wurde. Hier lernten sie sich kennen und lieben.

Ende 1934 fuhr Lutz auf Urlaub in die Schweiz; Gertrud begleitete ihn, und in Bern heirateten sie. Nachher kehrten die beiden aber nicht mehr nach Amerika zurück, weil inzwischen eine neue Aufgabe auf sie wartete. Man hatte Carl Lutz mit einer Mission in Palästina betraut. Statt der geplanten Hochzeitsreise trat er seinen neuen Posten am Konsulat in Jaffa an. Es war eine sehr bewegte Zeit und eine grosse Aufgabe, die auf sie wartete. Die starke Einwanderung polnischer und aus dem Dritten Reich flüchtender deutscher Juden erzeugte schwere Spannungen. Wochenlang durften sich selbst Schweizer nicht auf der Strasse blicken lassen, weil Araber nicht nur unbesehen auf eingewanderte Juden, sondern auch auf Fremde schossen. Das Konsulat in Jaffa musste wegen diesen Araberunruhen geschlossen und nach dem reinjüdischen Tel Aviv verlegt werden. Lutz hatte die Aufgabe, das schweizerische Konsulat zu reorganisieren. Obwohl er während seines Aufenthaltes ab und zu in Lebensgefahr schwebte, weil arabische Heckenschützen und verminnte Strassen das Leben sehr unsicher machten, reiste Carl Lutz viel im biblischen Land herum und fotografierte, eines seiner geliebten Hobbys, Land und Leute mit grosser Sachkenntnis.

Vizekonsul

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde dem Konsulat auch die Wahrung der deutschen Interessen übertragen, was einen grossen Arbeitsanfall für Chef und Personal zur Folge hatte. Carl Lutz wurde vom Departement für Auswärtiges zum Vizekonsul befördert. 1940 wurde er in die Schweiz zurückberufen, erholte sich während einiger, auch in unserem Lande sehr bewegten Wochen und besuchte dabei auch Verwandte und Freunde im Appenzellerland.

1941 wurde Jugoslawien in den Krieg einbezogen. Seine diplomatischen Vertreter mussten Berlin innerhalb von sechs Stunden verlassen. Nach einigen Wochen wurde die Schweiz mit der Vertretung der Interessen von 200 000 in Deutschland ansässigen Jugoslawen betraut. Carl Lutz wurde kurzfristig beauftragt, diese grosse Aufgabe in Berlin zu übernehmen. Bei der Übernahme der jugoslawischen Gesandtschaft fand er tausend Kilo ungeöffneter Post vor. Er machte sich umgehend daran, in Berlin, Köln, München und Wien Anlaufstellen zu organisieren. Als das «Dritte Reich» selbst die «Interessenvertretung» der Serben, Kroaten und Slowenen an

die Hand nahm, hatte Carl Lutz als Leiter der Schutzmachtabteilung in Berlin nichts mehr zu suchen.

Für kurze Zeit war er im Rechtsbüro des Eidgenössischen Polizeidepartementes tätig, bis er Ende 1941 nach Budapest versetzt wurde, wo er ab Januar 1942 als Chef der Abteilung für fremde Interessen der schweizerischen Gesandtschaft arbeitete. In seiner neuen diplomatischen Mission leitete er die Vertretung der Interessen Amerikas, Grossbritanniens und weiterer zehn Staaten. Eine schwere Verantwortung lastete auf dem Leiter der Schutzmachtabteilung Vizekonsul Lutz. Weil die Kraft der Grossmächte versagte und sie ihre Bürger nicht mehr zu schützen vermochten, blieb den Wehrlosen als letzter Halt die Hilfe der Schweiz. Vom Vorposten der Schweiz in Budapest hing nun das Schicksal von Tausenden ab.

Mit dem Einmarsch deutscher Truppen am 19. März 1944 begann auch in diesem Lande eine gezielte Verfolgung der rund 900 000 Juden, die hier lebten. Die Gestapo und mit ihr das Sonderkommando des berüchtigten Adolf Eichmann begannen ihre grauenvolle Tätigkeit zur «Endlösung der Judenfrage». Dreissig Tage nach der Besetzung Ungarns begann die Deportierung der in der Provinz lebenden Juden. Innerhalb von zwei Monaten – bis Mitte Juni 1944 – wurden 430 000 Juden zum, wie es hiess, «Kriegseinsatz» in das Vernichtungslager Auschwitz gebracht, je 80 bis 90 Personen, Säuglinge, Greise, Kranke und Halbtote, in Viehwagen gepfercht. Sie leisteten keinen nennenswerten Widerstand, weil sie nicht daran glaubten, dass in ihrem Lande dasselbe passieren könnte wie in den Nachbarländern zuvor. Sie hätten zu diesem Zeitpunkt auch gar keine Möglichkeit mehr gehabt, sich zu wehren.

Ohne offizielle Rückendeckung

Konsul Lutz erkannte bald, dass er Menschen retten konnte, wenn er mehr tat, als in den Vorschriften stand. Er setzte sich über eine engherzige Bürokratie hinweg, die zu jener Zeit lebensbedrohend für Tausende war. Er sah die Not dieser Mitmenschen, und sein Gewissen trieb ihn, etwas für diese von Tod und Vernichtung Bedrohten zu unternehmen. «Die ganze Welt schwieg dazu – und auch mein Vaterland schwieg», klagte Lutz oft. «Mich beschäftigte ständig die Frage, wie ich den Leuten helfen könne, ohne bei der Regierung in Ungnade zu fallen. Ich sann nach einem legalen Weg, die schützende Hand über die immer grösser werdenden Massen zu halten. Ich erwog den Plan, alle Juden zu schützen, welche die Absicht hatten, nach Palästina auszuwandern. Palästina war noch britisches Mandatsgebiet, und so tangierte mein Plan britische Interessen, war also einigermassen im Rahmen meines Auftrages. (Lutz vertrat ja die Interessen Grossbritanniens bei der ungarischen Regierung.) Noch war das

eine rein theoretische Absicht. Doch für mich als Christen bedeutete die Notlage der Juden einen Befehl des Gewissens. Ich suchte nach einem Weg, diesen Tausenden, die zum Tod verurteilt waren, beizustehen. Es brauchte lange, geduldige Verhandlungen. Endlich wurde meinem Verlangen stattgegeben, wenigstens einen Teil der Juden, welche nach Palästina auswandern wollten, unter Schutz zu nehmen. Sie mussten aber im Besitze eines Auswanderungspasses sein, auf Grund dessen sie dann einen Schutzbrief erhalten konnten, auf dem bestätigt war, dass ihre Namen im Auswanderungspass aufgeführt waren.»

Als Lutz erfuhr, dass die Deportierung der ungarischen Juden aus der Provinz bereits auf vollen Touren lief und 8000 jüdische Familien in Ungarn Einwanderungsbewilligungen für Palästina hatten, nahm er sofort Kontakt mit dem ungarischen Aussenministerium und dem Ministerpräsidenten auf. Nach langen, schwierigen Verhandlungen sagte das Aussenministerium zu, dass Zertifikatinhaber als unter schweizerischem Schutz stehend anerkannt und vom Arbeitsdienst ausgenommen werden sollten. Leider waren zu diesem Zeitpunkt bereits 435 000 ungarische Juden deportiert worden. Für die in Budapest verbliebenen Juden aber war das Abkommen von ungeheurer Wichtigkeit.

«Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt», heisst es im Talmud, dem nachbiblischen Hauptwerk des Judentums. Daran erinnerte sich Carl Lutz, und so steht es auch auf seinem Denkmal in Budapest.

Der Judenretter

Aus eigener Initiative organisierte er zuerst in der ehemaligen Gesandtschaft und, um den Ansturm der Budapester Juden bewältigen zu können, auch ein Haus an der Vadász-Gasse. Lutz setzte zudem durch, dass beide Gebäude als exterritorial anerkannt wurden.

Von der Schweiz aus wurde seine Arbeit nicht gutgeheissen. Bern erteilte keine Bewilligung zur Ausstellung individueller Pässe und erlaubte auch nicht, Transitvisas auszugeben. Trotzdem unternahm Konsul Lutz im Sommer und Herbst 1944, als die Judenverfolgung in Ungarn ihrem Höhepunkt zustrebte, aus eigener Initiative und nur dem Ruf seines Gewissens folgend, eine grossangelegte Rettungsaktion, die über 60 000 Juden vor der Vernichtung in den nationalsozialistischen Todeslagern bewahrte. Lutz liess den Inhabern eines Palästinazertifikates im Namen der Schweizer Gesandtschaft Bescheinigungen ausstellen – das war die Geburtsstunde des schweizerischen Kollektivpasses für je 1000 Personen. In einer ungarischen Würdigung seiner Tat hiess es Jahre später, dass Lutz «geniale Methoden der Menschenrettung» angewandt habe.

Zur Ausstellung des Kollektivpasses brauchte er neben Angaben über die Personalien auch die entsprechenden Fotos der Personen, die im Pass

aufgeführt werden sollten. Eine Gruppe Freiwilliger half ihm in mühevoller Arbeit, die Unterlagen zu beschaffen.

Konsul Lutz liess mit stillschweigendem Einverständnis des ihm vorgesetzten Schweizer Gesandten sofort 10 000 Exemplare des «Schweizer Schutzpasses» drucken und unter den Inhabern eines Palästinazertifikates verteilen. Diese waren damit wie «ausländische Staatsbürger, die über einen gültigen Reisepass verfügen», von der am 22. Oktober verordneten Einberufung der 14- bis 60jährigen zum Arbeitsdienst ausgenommen.

Die Idee von Carl Lutz: «Einheiten» statt «Personen»

Im Bericht, den Carl Lutz später dem Departement für auswärtige Angelegenheiten erstattete, lesen wir: «Nach langen Konferenzen war mir die Bewilligung erteilt worden, jedem Juden, dessen Name im Kollektivpass eingetragen war, einen Schutzbrief auszustellen. Zunächst bedeutete das, dass 5000 Schutzbriefe ausgegeben werden konnten. In der Bewilligung war aber von 5000 ‹Einheiten› die Rede (man sprach von den Juden nicht als ‹Personen›).» Diese eigenartige Formulierung veranlasste nun den pfiffigen Appenzeller Lutz, die Situation auszunützen. «Ich stellte mich auf den Standpunkt, 5000 Einheiten, das heisst 5000 Familien, also im Ganzen rund 50 000 Personen! So liess ich dann noch 45 000 weitere Schutzbriefe ausstellen. Bald waren die 50 000 Schutzbriefe vergriffen, und noch immer flehten Tausende vor unseren Toren um solche lebensrettende Zertifikate.»

Getrieben durch die furchtbare Bedrängnis und Not wurden massenweise Schutzbriefe nachgeahmt und gefälscht. Die ungarischen Behörden wurden bald darauf aufmerksam und drohten damit, alle Juden in ihren Gewahrsam zu nehmen. «Ich protestierte und versprach, bei der Sichtung der ‹guten› und ‹schlechten› Schutzbriefe persönlich mitzuhelpen.» Sämtliche Häuser mussten mit Hilfe von starken Polizeikordons durchgekämmt werden. Schliesslich befahl man alle Einwohner auf die Strasse oder in den Park und nahm dort die Sichtung vor. Hunderte von Inhabern der sogenannten Schutzbriefe waren aber bereits in die Lager beziehungsweise in eine Ziegelei verbracht worden, wo sie den Abtransport zu Fuss an die deutsche Grenze abwarteten. So mussten auch dort Tausende von Briefen geprüft werden. «Das war für uns die schmerzlichste Aufgabe. Ich bin mit meiner Frau einmal vier Stunden in Schnee und Eis in der berüchtigt gewordenen Ziegelei von Obuda gestanden und habe die traurige Arbeit des Ausscheidens von Schutzbriefen vorgenommen. Herzzerreissende Szenen spielten sich ab. Fünftausend dieser unglücklichen Menschen standen in Reih und Glied, frierend, zitternd, hungernd, mit armseligen Bündeln beladen und streckten uns ihre Briefe entgegen. Nie werde ich

diese verängstigten Gesichter vergessen. Immer wieder musste die Polizei eingreifen, weil mir die Leute die Kleider beinahe vom Leib rissen, während sie ihre Bitten vortrugen. Es war das letzte Aufflackern des Lebenswillens vor der Resignation, die so oft im Tode endete. Für uns war es eine seelische Tortur, die Aussonderung vornehmen zu müssen. Es war bei solchen Anlässen, wo Menschen mit Hundepetschen geschlagen wurden und dann mit blutenden Gesichtern am Boden lagen und wir mit der blauen Waffe bedroht wurden, wenn wir versuchten zu intervenieren. Wie oft bin ich mit meinem Wagen an der Seite der nach der Ziegelei marschierenden Menschen gefahren, um ihnen zu zeigen, dass noch nicht alles verloren sei, bis dann die stark bewaffnete Begleitmannschaft mir den Weg versperrte.»

Carl Lutz ermöglichte es auch, ein weiteres Haus als Gesandtschaftsbüro zu deklarieren und dort einen beträchtlichen Lebensmittelvorrat anzulegen. Damit konnten 4000 Personen in den Gesandtschaften und Zehntausende in den geschützten Häusern verpflegt werden. Dies alles geschah im Einvernehmen mit dem amtierenden Schweizer Gesandten Maximilian Jaeger.

In der harten Realität zeigte es sich, dass die Schutzbriebe allein doch zuwenig Sicherheit boten, denn auch Inhaber von Schutzbriefen wurden in die Sammellager geführt. Dies veranlasste Lutz, zusammen mit seiner Frau in einem solchen Lager vorzusprechen und die Anerkennung der Schutzbriebe durchzusetzen. Als weitere Massnahme ersuchte der Konsul die Behörden, ihm eine Anzahl Hochhäuser zur Verfügung zu stellen, um die unter Schutz stehenden Juden darin unterbringen zu können. Diesem Wunsch wurde entsprochen. Innerhalb einer Woche mussten 20 000 christliche Bewohner umgesiedelt werden, um einigen zehntausend Juden Platz zu machen. Diese gigantische Umsiedlung wurde inmitten von täglichen Luftangriffen durchgeführt, denen auch die Wohnung des Ehepaars Lutz zum Opfer fiel.

Konsul Lutz brachte es zudem fertig, dass 2000 Personen mit einer rumänischen Durchreisebewilligung per Bahn Konstanza am Schwarzen Meer erreichen konnten, um dann mit dem Schiff über Istanbul nach Haifa zu gelangen.

Am 7. Dezember 1944 hatte auch eine Gruppe von 1352 jüdischen Flüchtlingen nach einer abenteuerlichen Bahnreise die Schweiz erreicht und wurde hier – bis zur späteren Auswanderung nach Israel – vorübergehend aufgenommen.

Budapest am Ende

Gegen Weihnachten schloss sich die eiserne Faust um Budapest. Die ungarische Regierung und die meisten Diplomaten verließen die Haupt-

stadt, unter ihnen auch der schweizerische Geschäftsträger samt Militärattaché. Konsul Lutz und seine Frau und weitere Angestellte harrten auf ihrem Posten aus; sie wollten die Menschen, für deren Schutz sie sich eingesetzt hatten, nicht im Stich lassen.

Drei Wintermonate lang hauste Lutz zusammen mit seiner Frau und zwei Dutzend Menschen im unheizbaren Keller der englischen Gesandtschaft; wochenlang lebten sie allein von Suppe, zum Waschen stand täglich eine Tasse Wasser zur Verfügung, und nur nachts, wenn die Geschütze vorübergehend schwiegen, krochen sie ins Freie und schnappten nach Luft.

Frau Gertrud Lutz hatte ihren Mann in diesen schrecklichen Tagen in allen Belangen tatkräftig unterstützt. In einem persönlichen Bericht schilderte sie die grauenvollen Wochen im Luftschutzkeller während der Belagerung von Budapest. «Am Morgen des 24. Dezember 1944 war der Kreis um Budapest geschlossen. Mitten in unserer schlichten Weihnachtsfeier ging ein Erschüttern durch das ganze Haus. Die erste Granate hatte in der Nähe eingeschlagen. Inbrünstig beteten wir alle um Verschöning und dass es endlich Friede auf Erden werden möge. Am Weihnachtstag wurde der Dachstock des Nebenhauses von Granaten getroffen, als ich eben vorbeiging. Nur knapp entging ich dem Hagel von Schutt und Ziegelsteinen. Dies war ein deutlicher Fingerzeig, dass ein weiterer Aufenthalt über der Erde nicht ratsam war. Sämtliche lebensnotwendigen Sachen hatten wir schon im Keller verstaut. Im Heizungskeller war ein Kochherd aufgestellt. Im Luftschutzkeller waren Bett an Bett, Matratze an Matratze gereiht. 20 Personen sollten hier unterkommen, doch bald waren es dreissig. Die Zufuhr von Wasser und Licht war vom 26. Dezember an unterbrochen. Vorhandenes Brot ging schnell zur Neige. Wieviel 30 Personen brauchen, merkt man erst, wenn gar nichts mehr her einkommt. Als Frau des Leiters der Schutzmachtabteilung führte ich den Haushalt und gab die Tagesrationen heraus. Schon bald musste auf unserem kleinen Herd für 50 Personen gekocht werden. Unsere Nachbarn – mit uns durch einen unterirdischen Gang verbunden – hatten nicht mit einer langen Belagerung gerechnet.» – Die Wasserversorgung funktionierte nicht mehr. Notgedrungen musste mit Wasser aus der Zentralheizung gekocht werden. Der Strom war längst ausgefallen und Kerzen nicht mehr erhältlich. Kleine Talglichter gaben im Keller spärliches Licht für die nötigsten Arbeiten. 50 Tage lang mussten die Leute im Luftschutzkeller ausharren.

Neunzehn Bombeneinschläge liessen das stattliche Gesandtschaftsgebäude über ihnen in Flammen aufgehen und in sich zusammenfallen. Nur wenige Meter von ihren Schlafstätten im Luftschutzkeller entfernt lagen unter der Erde 3000 Liter Benzin im Tank aufbewahrt. Blindgänger steckten daneben im Boden und drohten jeden Augenblick, sie alle in die Luft zu jagen. Die stete Gefahr, die Dunkelheit, der Hunger, Was-

sermangel, die fehlende Verbindung mit der Aussenwelt und vor allem das enge Beieinanderleben zehrte an den Nerven aller.

Als die russischen Truppen sich näherten, begann ein schrecklicher und aussichtsloser Kampf. Wochenlang hielten die deutschen Truppen in Budapest aus, die Stadt wurde zu drei Vierteln zerstört. Keine einzige der sieben grossartigen Donaubrücken stand mehr.

Während den Kämpfen in und um die Stadt hatte Lutz mit seinen Leuten im Stadtteil Buda am rechten Donauufer gewohnt. Nach dem Ende des Kampfes versuchte er trotz fehlenden Brücken in den gegenüberliegenden Stadtteil Pest zu gelangen. «Wie ich nach vielen Wochen der Trennung durch einen Fussmarsch von einigen Kilometern und Überquerung der Donau in einem kleinen Kahn nach meinen Angestellten und den Büros sah, fand ich das ganze Personal am Leben. Auch der grösste Teil der unter meinem Schutz befindlichen Juden wurde gerettet. Ein gütiges Geschick wollte es, dass die Häuser von Granateinschlägen, Bomben und Feuersbrunst verschont blieben; denn in Pest, wo sich die Schutzhäuser befanden, dauerte der Kampf nur zehn Tage, weil sich die deutschen Truppen über die Donau nach Buda zurückgezogen hatten. Mit dem Einzug der Russen war immerhin die Rettung der ungarischen Juden (zwischen 45 000 und 50 000) sichergestellt. Ein Drittel der Geretteten wanderte nach dem Krieg nach Australien und Kanada aus, ein weiteres Drittel ging nach Palästina, der Rest blieb zunächst in Ungarn.

Am 18. Januar 1945 war Pest frei, die überlebenden Verfolgten waren gerettet. Da die Schweiz damals keine diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion unterhielt, wurde Konsul Lutz als Diplomat nicht anerkannt, sondern zusammen mit seinem Stab, aber auch anderen Diplomaten und dem apostolischen Nuntius kurzfristig aus Ungarn ausgewiesen. Auf einer langen, gefährlichen Reise gelangte die ganze Gruppe über Bukarest, Istanbul und von dort auf einem Schiff durch das minenverseuchte Mittelmeer nach Lissabon und über Madrid, Barcelona nach Genf. Mit wenigen persönlichen Effekten war das Ehepaar Lutz am 27. Mai 1945 in die Heimat zurückgekehrt, alles andere war in Budapest in Feuer, Rauch und Asche untergegangen.

Im Jahre 1941 hatten in Ungarn 825 000 Personen gelebt, die auf Grund ihrer Abstammung als Juden galten. Von diesen fielen rund 625 000 der Vernichtung durch die Nazis zum Opfer. Von den rund 200 000 ungarischen Juden, die den Holocaust überlebten, standen schliesslich über 60 000 unter Schweizer Schutz.

Carl Lutz kommt das unbestreitbare Verdienst zu, als erster durch die Verhandlungen mit ungarischen und deutschen Stellen und durch Unterstützung und Duldung von Rettungsaktionen der Zionisten den richtigen Weg zur Rettung von Verfolgten gezeigt zu haben. Seiner eigenen Tätigkeit und jener der seinem Beispiel folgenden anderen Diplomaten ist das Überleben von 105 000 Menschen zu verdanken.

Carl Lutz bei Admiral Horthy

Der ungarische Admiral und Staatsmann Niklaus Horthy, ursprünglich Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Flotte und für kurze Zeit Führer der gegenrevolutionären Nationalarmee, war 1920 zum Reichsverweser gewählt worden und somit vor dem Zweiten Weltkrieg ungarisches Staatsoberhaupt. 1944 wurde er von Hitler abgesetzt und zusammen mit seiner Familie am 17. Oktober nach Schloss Hirschberg bei Weilheim in Oberbayern transportiert. Sie lebten dort als Gefangene unter Aufsicht eines SS-Kommandos, im Schloss selbst wurden sie von zwölf Gestapoleuten und drei Polizeihunden bewacht.

Am 1. Mai 1945 befreiten die Amerikaner Weilheim. Horthy wurde in Haft genommen und dann an verschiedenen Orten verhört; zuletzt war er im Gefängnis in Nürnberg.

Am 17. Dezember 1945 wurde er freigesprochen und nach Weilheim zurückgebracht.

1947 besuchte ihn Carl Lutz im Schloss Hirschberg und führte mit dem ehemaligen Reichsverweser ein langes Gespräch. Bei dieser Gelegenheit machte Lutz von der Familie im Garten eine Aufnahme. Im Laufe der langen Unterredung stellte es sich heraus, dass Horthy gar nicht auf den Gedanken kam, dass seine Politik des Duldens und sogar Unterstützens der engen Bindung Ungarns an Faschismus und Nationalsozialismus verhängnisvoll gewesen war. Noch nach so vielen Misserfolgen, nachdem seine Offiziere zu Hochverrättern geworden waren, nachdem die Deutschen seinen Sohn verschleppt und ihn ins KZ nach Mauthausen hatten bringen lassen und ihn selbst verhaftet hatten, glaubte er keine andere Wahl in der ungarischen Politik gehabt zu haben.

Carl Lutz zog aus seinem Gespräch mit Horthy den Schluss, dass die Hunderttausenden von Gefallenen der ungarischen Armee und die etwa 650 000 vernichteten ungarischen Juden deshalb sterben mussten, weil der Reichsverweser in seiner politischen Kurzsichtigkeit über kein entsprechendes Konzept verfügt hatte. Er leitete dies aus der Tatsache ab, dass Horthy am 15. Oktober 1944 zwar einen mutigen Aufruf gegen die deut-



Die Familie des ehemaligen ungarischen Admirals und Staatsmannes Niklaus Horthy im Exil in Weilheim/Bayern.

sche Unterdrückung erliess, aber keinerlei Massnahmen für einen ernstzunehmenden Widerstand traf.

Auf Ersuchen der amerikanischen Besatzungsbehörde wurde Konsul Lutz Ende 1948 nach Weilheim entsandt, um am 18. Dezember Horthy und seine Familie über die Schweiz via Genua nach Estoril in Portugal zu begleiten, wo sie Asylrecht bekommen hatten. Hier blieben sie bis zu Horthys Tod 1957.

Rüge statt Ehrung

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz schickte Lutz einen Bericht über seine Tätigkeit in Budapest ins Bundeshaus. Die Regierung reagierte dreizehn Jahre lang nicht darauf und war nicht bereit, sein Wirken anzuerkennen; im Gegenteil, man verurteilte es als «Kompetenzüberschreitung» und wies ihm fortan unbedeutendere Posten im diplomatischen Dienst zu. Sein bei einem Bombenangriff verlorenes privates Eigentum wurde ihm nur zu einem Drittel vergütet mit der unerhörten Begründung, er hätte nicht so lange in Budapest bleiben müssen und seine Möbel rechtzeitig in die Schweiz zurückbringen können. Dabei war kein Chauffeur bereit, die gefährliche Fahrt mehr zu wagen, als er in Bern einen Lastwagen anforderte.

«Seit ich aus Budapest zurück bin, habe ich das Gefühl, dass zwei verschiedene Menschen in mir wohnen. Einerseits mein wahres Ich, der humane Schweizer, der sich oft seines Schweizertums schämt; andererseits das zweite Ich, der zum Schweigen verurteilte Diplomat – ein Feigling, der widerspruchslos, diszipliniert, mit schweizerischer Präzision die ihm übertragenen Aufgaben durchführt, der vorsichtig und sorgfältig darauf achtet, dass seine Vorgesetzten keinen Grund zur Unzufriedenheit haben.

In Budapest kannte ich noch keine Furcht. Dort kam noch der Humanist in mir zur Geltung. Ich handelte nach bester Überzeugung, ohne Bern zu fragen und von dort unterstützt zu werden.»

Wer Carl Lutz näher kannte, musste feststellen, dass er kein einfacher Mensch war und persönlich viele schwierige Seiten hatte. So war es für seine Umgebung unverständlich, als er sich 1947 von seiner Frau Gertrud scheiden liess. Zwar bestand weiterhin ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Gertrud und Carl, und Frau Lutz behielt den Familiennamen ihres geschiedenen Mannes.

Sie betätigte sich in den kommenden Jahren ehrenamtlich bei der Wohltätigkeitsinstitution «Schweizer Spende». Später wurde sie hauptberufliche Mitarbeiterin der Unicef und ab 1949 eine der aktivsten Leiterinnen der Kinderhilfsaktionen der Unicef, während 14 Jahren wirkte sie als Direktorin der Unicef-Vertretung in Brasilien und in der Türkei. Nach ihrer Rückkehr nach Europa wurde sie Vizedirektorin des Europasitzes der

Unicef in Paris. In dieser Eigenschaft hatte sie vorwiegend diplomatische Aufgaben zu erfüllen, Kontakte zwischen allen nationalen Komitees und den europäischen Regierungen zu schaffen und zu erhalten. Das Schweizerische Komitee der Unicef ernannte sie zu ihrem Ehrenmitglied.

Aus Anlass des 100. Geburtstages von Carl Lutz schrieb der Verfasser dieser Biografie eine Würdigung im Appenzeller Kalender 1995. Durch Zufall gelangte ein Kalender in die Hand von Frau Gertrud Lutz, welche in einer Alterssiedlung in Muri bei Bern wohnte. Sie freute sich herzlich über diese Anerkennung von Carl Lutz, in welcher auch ihre engagierte Tätigkeit in Budapest gebührend erwähnt wurde.

Sie nahm noch an der offiziellen Gedenkfeier zum 100. Geburtstag für Carl Lutz am 3. April 1995 im Casino in Bern teil. Am 29. Juni fuhr sie im Zug von Bern nach Zürich, um im Fernsehstudio an einer Gesprächsrunde über Carl Lutz teilzunehmen. Diese Möglichkeit wurde ihr verwehrt. Sie starb im Taxi auf der Fahrt vom Bahnhof ins Studio. Am 4. Juli fand die Abdankungsfeier für diese grosse Frau in Zollikofen/Bern statt.

Die zweite Frau von Carl Lutz, Magda Csányi, war ungarischer Herkunft. Er hatte sie in Budapest kennengelernt und 1949 geheiratet. Immer häufiger litt sie an Depressionen. Am 12. Dezember 1966 wählte sie den Freitod. Carl Lutz war verzweifelt und zweifelte auch mehr und mehr an Gottes Güte. Den Schmerz über den Verlust seiner Frau konnte er nie mehr überwinden. Er besuchte oft den Friedhof, pflegte ihr Grab, und in seinem Bekanntenkreis kam er immer wieder auf Magda zu sprechen.

Man hätte erwarten können, dass Carl Lutz nach seiner Rückkehr in die Schweiz als Anerkennung für seine grossen Leistungen unter schwersten Bedingungen wenigstens jetzt die ihm gebührende, wohlverdiente Ehrung erhalten würde. Nichts dergleichen. Man wies ihm kurzerhand unbedeutendere Aufgaben zu, bei denen sich Eigeninitiative nicht auswirken konnte. Vorübergehend war er Leiter der Abteilung für fremde Interessen in Zürich, von 1950 an beim Weltkirchenrat in Genf, bis man ihm 1954 das kleine Konsulat an der Belruptstrasse 20 in Bregenz anvertraute. Eine letzte Demütigung; vor seiner Pensionierung wurde er zwar noch zum Generalkonsul ernannt, allerdings mit den Gehaltsbezügen eines Konsuls wie bisher!

Zögernde Anerkennung

Erst am 6. März 1958, volle dreizehn Jahre nach seiner Rückkehr aus Budapest, beschäftigte sich der Ständerat mit dem Bericht, den Lutz 1945 über seine Tätigkeit abgeliefert hatte. Justizminister Bundesrat Dr. Markus Feldmann wies damals darauf hin, dass die Schweiz zu ihrer verfehlten Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges ein positives Gegenstück in der Rettungstätigkeit des Schweizers Carl Lutz aufzeigen

könne. Aus den Fehlern der Vergangenheit seien Lehren für die Zukunft zu ziehen.

Öffentliche Ehrungen

Allmählich wurde der grosse Einsatz von Konsul Lutz auch in der breiten Öffentlichkeit bekannt. Wenn nicht von Bern, so erhielt er zu seinen Lebzeiten wenigstens Anerkennungen der amerikanischen Regierung und der deutschen Bundesrepublik, die ihm das grosse Bundesverdienstkreuz verlieh. Auch die ungarische Regierung und verschiedene zionistische Organisationen zollten dem grossartigen Wirken des Schweizers volle Anerkennung. Der Name Lutz war auch auf der Kandidatenliste für den Friedensnobelpreis zu finden. Allerdings, und das berührt etwas eigenartig, soll er sich selbst vorgeschlagen haben.

1963 wurde Lutz Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Walzenhausen, und seit 1978 erinnert eine Gedenktafel an der Kirchenmauer an die grossen Leistungen des gebürtigen Appenzellers, den «Retter vieler Tausender verfolgter Juden in Budapest im Jahre 1944».

Im Mai 1977, zwei Jahre nach dem Tode von Carl Lutz, begab sich, im Auftrage der Unicef, seine erste Frau nach Israel. Bei ihrer Ankunft erhielt sie durch den schweizerischen Botschafter Jacques Bernard eine Einladung zu der im Yad v'Shem in Jerusalem veranstalteten Carl-Lutz-Gedächtnisfeier. Yad v'Shem wurde die grosse Gedächtnisstätte für die Opfer des Zweiten Weltkrieges und birgt neben einem Museum auch ein wissenschaftliches Forschungszentrum. Hier also wurde den sechs Millionen Juden, die wegen ihrer Rasse oder wegen ihrer Religion getötet wurden, ein grosses Denkmal gesetzt. Es wird dort aber auch jener Nichtjuden gedacht, die sich im Interesse der verfolgten Juden mutig den Nazis entgegengestellt hatten, wie Carl Lutz es tat. Für jeden von ihnen wurde auf dem Gelände ein Baum gepflanzt. Gertrud Lutz nahm diese Handlung in feierlichem Rahmen in der «Allee der Gerechten» vor. Nicht weit vom Baum für Carl Lutz steht je ein solcher für den deutschen Geschäftsmann Oskar Schindler und den schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg.

In der israelischen Hafenstadt Haifa trägt zudem eine Strasse den Namen von Carl Lutz, und in Bern gibt es seit dem Frühling 1994 im Schöngrün-Quartier einen Carl-Lutz-Weg.

Niemals vergessen...

Ein in Budapest gegründetes Carl-Lutz-Gedenkkomitee errichtete unter finanzieller Beteiligung von Schweizern in der Nähe der Grossen Synagoge ein modernes Denkmal. Es wurde am 5. Juli 1991 eingeweiht.

Im Museum für jüdische Religion an der Dohány-Strasse befinden sich u.a. Fotos von Carl Lutz und Dokumente, welche an ihn und seine Taten erinnern.

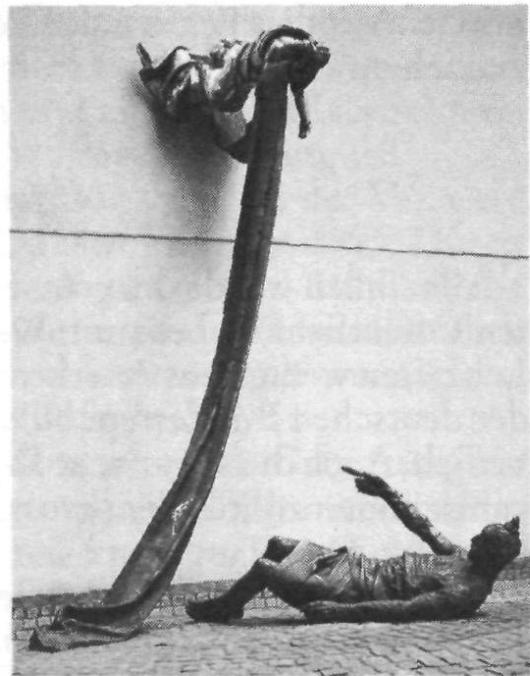
Am 30. März 1995 wäre Carl Lutz 100 Jahre alt geworden. Wenige Wochen später gedachte die Welt offiziell des Endes des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren.

Nur wenige Tage nach seinem 100. Geburtstag erschien im NZZ-Verlag in Zürich eine sehr umfangreiche Biographie unter dem Titel «Carl Lutz und die Juden von Budapest», welche der Autor, Dr. theol. Theo Tschuy, aufgrund ausgedehnter Forschungen in schweizerischen und ausländischen Archiven wissenschaftlich erarbeitet hatte.

Am 3. April 1995 fand im Casino in Bern unter dem Patronat des Bundespräsidenten ein Gedenkanlass für Carl Lutz statt. Zu ähnlichen Veranstaltungen war vorher und nachher in Rheineck, Walzenhausen und St.Gallen eingeladen worden.

Aussenminister Flavio Cotti sagte in seinem Grusswort in Bern:

Mit beiden Ereignissen tun wir uns in der Schweiz irgendwie schwer. In der Tat stellen sich in beiden Fällen einige kritische, zum Teil unangenehme Fragen. Kein Zweifel: Rückblicke in unsere jüngere Geschichte sind nicht immer schmerzlos. Wir sollten es zwar vermeiden, mit Steinen auf die Schweiz der dreissiger und vierziger Jahre zu werfen. Bei der Beurteilung ihres Verhaltens gegenüber den Achsenmächten müssen wir die schwierigen Umstände ihrer tödlichen Bedrohung von aussen berücksichtigen. Aber wir können und dürfen nicht leugnen, dass auch die Schweiz da und dort in die grosse Schuld der unsäglichen Barbarei jener Jahre verstrickt war. Mit anderen Worten: Das historische Verständnis für die Ausnahmesituation und die objektiven Überlebensschwierigkeiten eines kleinen, von der nazistischen und faschistischen Welt umzingelten Landes darf uns nicht dazu verführen, manche schwere Versäumnisse und Schwächen zu entschuldigen. Ich denke hier nicht zuletzt an unsere Politik gegenüber den von den Nazischeren gnadenlos verfolgten Juden. Es ist nötig, es ist gut und heilsam, wenn wir diese Schwächen und Versäumnisse selbstkritisch aufarbeiten und zur Diskussion stellen. Das ist kein Schwächezeichen und keine sogenannte «Nestbeschmutzung». Es ist vielmehr eine Notwendigkeit und eine Selbstverständlichkeit, die wir der Welt, den Millionen von Opfern dieses Terrors und nicht zuletzt auch uns selbst schuldig sind. Desse[n] bin ich mir wieder vor wenigen Tagen nachdrücklich bewusst gewor-



Nah der Grossen Synagoge in Budapest wurde Carl Lutz ein modernes Denkmal gewidmet.

den, als ich in Budapest ergriffen vor dem schlichten Carl-Lutz-Denkmal gestanden bin, das sich in der Nähe der Synagoge befindet.

Carl Lutz, ein Schweizer Diplomat und Mitbürger, hat in dieser dunklen Zeit auf seine Weise gehandelt und in entscheidender Stunde seinen Beitrag, seinen grossen Beitrag, zur Rettung von Tausenden von Juden geleistet. Es ist wahr, auch er hat die barbarische Vernichtungsmaschinerie Hitlerdeutschlands und seiner politischen Trabanten und Helfershelfer nicht stoppen können. Aber er hat mit seinem Mut und seinem unglaublichen Einsatz durch die Ausstellung sogenannter «Schweizer Kollektivpässe» schliesslich Zehntausende von Menschen vor dem sicherem Tode retten können. Er hat das unbeirrt getan, ohne offiziellen Auftrag und ohne Unterstützung von oben; soweit man über seine Tätigkeit informiert war, liess man ihn einfach gewähren. Und nach dem Krieg wurde ihm auch kein Dank zuteil, sondern er sah sich vielmehr mit dem bürokratischen Hinweis konfrontiert, hier hätte jemand seine Kompetenzen überschritten. Carl Lutz hat auf diesen Vorwurf sehr ruhig – und ich würde sagen – schlicht und ergreifend geantwortet: Er meinte: «Wenn es so viele Länder gibt, welche die Gesetze verletzen, um zu töten, so dürfte es doch ein Land geben, das die Gesetze verletzt, um zu retten».

Dass die offizielle Schweiz in den schwärzesten Stunden des Zweiten Weltkriegs einen – ich wage dieses oft missbrauchte Wort hier zu gebrauchen – stillen, aber grossen Helden in ihren Reihen hatte, dürfen wir heute dankbar erwähnen. Das allerdings darf uns nicht dazu verleiten, in falschem Stolz uns selbst zu loben. Der Schweizer Carl Lutz war zweifellos ein Held. Doch dieser Held hat zunächst einmal als Mensch und verantwortliches Individuum gehandelt, weil sein persönliches Gewissen ihm keine Ruhe liess. Dass er auch Schweizer, ein überzeugter Schweizer war, darf uns durchaus mit Genugtuung erfüllen. Doch patriotisch «vereinnahmen» sollten wir ihn deswegen nicht. Das Andenken und die grosse Leistung unseres Landsmannes und all jener, die ihm damals unter ausserordentlichen Umständen treu zur Seite standen – ich denke etwa an seine schweizerischen und ungarischen Freunde und besonders an seine Frau Gertrud Lutz –, ehren wir wohl am besten, wenn wir uns vor dem Menschen Carl Lutz tief und dankbar verneigen.

Und noch ein letztes Wort: Wir müssen zugeben, dass diese Verneigung heute eigentlich leichtfällt. Es bereitet in der Tat keine Mühe, in sicherer Distanz zu den damaligen Wirren, die Tat von Carl Lutz zu loben und die Fehler unserer Vorgänger in Behörde und Volk zu tadeln. Damit dürfen wir uns aber nicht begnügen!

Nein, wir ehren Carl Lutz vielmehr auch dadurch am besten, dass das Gedenken in uns eine klare und eindeutige Absicht begründet. Auf dass – sollte sich, und Gott bewahre uns davor, die Geschichte wiederholen – Carl Lutz nicht ein Einzelfall bleibe. Auf dass sein Mut zum Mut von uns allen und besonders der politischen Behörden werde. Auf dass wir schon heute

und gerade in der Politik die Latte unserer ethischen Verantwortung hoch genug ansetzen: Zum Beispiel durch grosszügige humanitäre Hilfe, durch die Unterstützung der Hilflosen in der Schweiz und der Welt, durch eine entschiedene Menschenrechtspolitik, die über das Deklamatorische hinaus reicht. In einer Zeit des schrankenlosen Individualismus und entsprechender populistischer Versuchungen ist der Einsatz für Ziele dieser Art nicht selbstverständlich. Er ist mühsam. Er trägt keine Lorbeeren ein.

Carl Lutz hatte für seinen Einsatz keine Lorbeeren aus Schweizerhand empfangen. Die Nichtanerkennung seiner grossartigen menschlichen Leistungen in seiner Heimat hat er nur schwer ertragen. Es wundert nicht, dass er am Ende seines Lebens schrieb: «Wenn ich schon während meines ganzen Lebens schweigen musste (wegen meines Amtseides), so soll zumindest nach meinem Tode alles Gute und Schlechte, das ich durchlebte, an die Öffentlichkeit kommen, damit in meiner Heimat für die kommenden Generationen Konsequenzen daraus gezogen werden. Ich glaube daran, dass sowohl auf wirtschaftlichem wie auf politischem und kulturellem Gebiet friedliche und humanitäre Bestrebungen letztlich die Oberhand gewinnen werden.»

Carl Lutz hat es leider nicht mehr erlebt, dass die ehemals Verfolgten, gemeinsam mit jener Generation, die aus der Geschichte lernen möchte, eine Stiftung gründeten, die «Lutz-Stiftung», mit deren Hilfe sein grosses humanes Werk für die Nachwelt transparent gemacht werden soll.

«Aufgabe der folgenden Generation ist es, alle Völker der Welt durch Erkennen der verhängnisvollen Fehler der Vergangenheit mit Hilfe des technischen Fortschritts in unserem Zeitalter auf den Weg zu wahrer Humanität zu führen, den Weltfrieden zu schaffen. Dieser muss auf den Menschenrechten, der individuellen Freiheit, auf der Gleichheit aller Menschen beruhen.»

Carl Lutz (1895–1975)